

Das

Leben des Bauern Johannes Knapp vom Fauthenhof.

Eine Erzählung für den Bauernstand

von

Freiherrn v. Babo.

Das

Leben des Bauern

Johannes Knapp

vom Fauthenhof.

Eine Erzählung für den Bauernstand

von

Freiherrn v. Babo.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1853.



Inhalt.

Der Fauthenhof.

Der Fauthenhof liegt an einem fruchtbaren Gebirge. Auf der einen Seite breitet sich die weite Ebene aus, welche mit herrlichem Boden versehen, früher von sogenannten Altwassern durchschnitten war, die sich nach und nach durch die aus den Bergen strömenden schlammführenden Gewässern ausfüllten, sich auch theilweise durch ihre Vegetation selbst erhoben und jetzt schöne Wiesen bilden. Ein Theil davon kann gewässert werden. Auf der andern Seite erheben sich die zu einer ansehnlichen Höhe emporsteigenden Berge. Sie schützen die vor ihnen liegenden flachen Hügel vor kalten Winden, so daß auf diesen ein guter Wein gezogen werden kann.

Mitten darin liegt der Hof mit einem schönen, rein gehaltenen Garten und einem dahinter liegenden, mehrere Morgen enthaltenden prächtigen Baumstück. Das Wohnhaus ist noch von alter Art gebaut, aber sehr reinlich und nett gehalten. Kein Ziegel fehlt auf dem Dache, alles ist gut eingespeißt. Die Wände sind weiß angestrichen, und bräunliche, mit Oelfarbe ange-

strichene Läden und Fensterrahmen, zwischen denen die sauber geputzten Glasscheiben das Abendlicht so klar zurückwerfen, als wären alle Zimmer von innen festlich beleuchtet, zieren das Haus.

Tritt man ein, so ist alles bäuerlich gehalten. Auf dem Vorplatz sind die Geräthe, welche der Landmann zur Hand haben muß, in schönster Ordnung aufgestellt. Alle blinken und sind sauber geputzt. Das große Zimmer für die Familie und das Gesinde ist getäfelt. Kein Schmutz auf dem Boden oder an den Wänden ist zu sehen und diese Reinlichkeit muntert die Leute auf, ihr Möglichstes zu thun, um sie auch zu erhalten. Die Wände zieren einfach eingerahmte landwirthschaftliche Sprüche und Regeln, an welche man sich in müßigen Augenblicken erinnern kann. An dem Ofen hat der Hausvater einen gepolsterten ledernen großen Sorgenstuhl, von welchem aus er die Zimmerbewohner und ihre Arbeiten des Abends überwacht, sich mit ihnen unterhält, das Nöthige im Geschäft für den andern Morgen angibt, auch manchmal seinen Leuten etwas für sie Interessantes aus einem guten Buche oder aus der Zeitung vorliest. Für die Familie findet sich neben der Hauptstube noch ein besseres Zimmer, in welchem etwa sich einfindende Bekannte und Gäste eingeführt werden. In diesem hängen an den Wänden gute Kupferstiche, auch ein Kanapee und geschliffene Tische finden sich daselbst, jedoch alles ländlich einfach, sauber und nett, aber ohne städtischen Prunk, denn der Hausvater, obschon er mit seinem Vermögen vielleicht mehr Luxus als ein Städter

treiben könnte, will bei seinem Stande bleiben, und verschmäht den prunkenden Ueberfluß, als mit dem Bauernstand nicht verträglich.

Die Küche glänzt von rein geputztem Geschirr. Ein zweckmäßiger Herd ist darin aufgestellt und in einem nebenanstoßenden Kamine ist eine Räucheranstalt eingerichtet, um vermittelst Holzabfall und Späne das Fleisch in einigen Tagen gehörig räuchern zu können, ohne daß es vertrockne und vom Rauch geschwärzt werde, wie dies in so manchen Bauernküchen häßlich genug zu schauen ist. Obschon das Gut einen Wald besitzt, welcher Holz genug zu dessen Gebrauch liefert, ließ Joh. Knapp dennoch einen Spaarheerd, ebenso möglichst Holz sparende Oefen setzen, und verkauft das jährlich hierdurch ersparte Holz um eine bedeutende Summe. Im Anfang ward er von Andern verlacht und für einen Geizhals gehalten, weil er so genau auf dasjenige sähe, was man doch wachsen habe und nichts koste. Nach und nach machten es ihm aber die Meisten nach und befinden sich wohl dabei.

In den zweiten Stock führt zwar keine steinerne Prachttreppe, aber sie ist gut gehalten und rein gefegt. Oben befinden sich einige Zimmer für die Kinder nebst einem Gastzimmer für gute Freunde. Letzteres ist in der Art wie das untere bessere Zimmer eingerichtet. Auch sind die zwei darin stehenden Betten nicht mit den bei den Bauern so beliebten dicken Federbetten versehen, sondern mit Couverten gedeckt, indem die Hausfrau nicht verschmäht, hierin die städtischen Gewohn-

heiten nachzuahmen, weil sie solche für zweckmäßiger und gesünder hält.

Geht man in den Hof, so spricht die überall herrschende Reinlichkeit und Ordnung wohlthuend an. Alles steht an der gehörigen Stelle, die Wagen und Feldgeräthschaften befinden sich unter einem eigenen Schuppen, der auf der einen Seite den Hof begränzt, und auf welchem der Raum zum Trocknen des Tabaks angebracht ist. Auf der entgegengesetzten Seite kommt zuerst die geräumige Einfahrt, dann das Stallgebäude und davor die Miststätte. Mit dem Stallgebäude sind gegen die Scheuer zu und gegen Norden liegend, die Schweineställe verbunden, damit der hier sich ergebende Pfuhl ebenfalls zur Miststätte geleitet und der Dünger mit dem übrigen aufgebracht werden könne. In dem Gebäude ist der Pferdestall von jenem des Rindviehes getrennt, und gegen 10 Fuß hoch, damit, namentlich im Sommer, die Thiere nicht zu warm stehen. Die Einrichtung in Krippe und Raufen ist die gewöhnliche, für den raschen Abfluß des Urins ist jedoch durch gehauene steinerne Kändel gesorgt. Auch gehörig Luft kann dem Stalle vermittelst geräumiger Fenster gegeben werden. Es wurde dem Knapp gerathen, eiserne Fensterrahmen ꝛc. fertigen zu lassen, er fand aber eichene, welche er mit Steinkohlentheer tränken ließ, für vortheilhafter, weil sie fast eben so dauerhaft, dabei leichter sind, und bei Winden weniger heftig schlagen und die Scheiben nicht so leicht brechen. Auch entging ihm nicht, daß Holz die Wärme weniger leicht leitet, daher im Winter die Kälte nicht so schnell

eindringen läßt. In Betreff der Dauerhaftigkeit müssen aber gußeiserne Fenstergestelle eben so gut im Anstrich unterhalten werden wie hölzerne, indem sie sonst von dem sich in den Ställen entwickelnden Ammoniak angegriffen werden und zu Grunde gehen.

Der Rindviehstall ist zu 24 Stück Großvieh eingerichtet und damit noch ein Nebenstall für das Jungvieh verbunden. Nach dem Gebrauch der Gegend müssen zwar wenigstens 30—40 Kühe auf einem solchen Gute erhalten werden, Knapp zieht es aber vor, lieber weniger Köpfe zu halten und diese recht gut zu füttern, indem er wohl weiß, daß solche Thiere weit mehr wirklichen Ertrag gewähren, als eine größere Zahl, wenn diese nur so gefüttert werden, daß sie nothdürftig im Stand bleiben. Eben so weiß er auch, daß es im Betreff des Düngers nicht auf die Zahl der Thiere, sondern darauf ankommt, wie viel Material in sie gefüttert wird, und daß er bei reichlicher Fütterung auch einen viel bessern Dünger erhält. Das Vieh steht nicht der Länge, sondern der Quere nach im Stalle, so daß zwei Füttergänge sich darin befinden, gegen welche je 12 Kühe stehen. Dazwischen und an den beiden Wänden befinden sich die Mistgänge mit besonderen Thüren, um den Dünger leicht hinausschaffen zu können. Die Jauche läuft in steinernen Kändeln ab und vereiniget sich außerhalb des Stalles in einem gemeinschaftlichen mit dem Jauchebehälter der Düngerstätte in Verbindung stehenden Canal. Derselbe ist mit Dielen gedeckt, um überall bequem reinigen zu können.

Auch die Stalldecke ist zweckmäßig und anders wie

sonst gefertigt. Die Balken liegen wie gewöhnlich, sind aber auf dem unteren Theil ihrer Seitenkanten mit Latten versehen, die zuerst dick mit Steinkohlentheer getränkt, alsdann fest angenagelt sind. Auf diesen Lagern, welche nicht in die Balken eingehauen wurden, damit man sie im Falle der Fäulniß leicht wieder mit neuen Latten ersetzen kann, ruhen gegenseitig an einander angestellte Backsteine, welche schon bei der Fertigung den gehörigen Winkel erhielten und bilden die Decke statt den gewickelten Zwischenfächern. Der obere Raum zwischen dem Gebälke ist mit Steinen und Kalk ausgeglichen und zwischen den Balken geebnet, so daß hierdurch ein fester Boden entsteht, welcher so wenig als ein Gewölbe durchgestoßen werden kann.

Um aber den Dunst des Viehes, der sich gewöhnlich an der Stalldecke ansammelt und die Fäulniß des Holzes verursacht, möglichst abzuhalten, wurden bei dem Bau der Stallmauern auf jeder Seite Abzugsröhren, ähnlich den sogenannten russischen Kaminen, in den Mauern selbst angelegt, welche 4—6 Fuß vom Boden eine Oeffnung erhielten, und bis über das Dach hinausgehen. Damit die abziehende Feuchtigkeit nicht die Mauern angreife, wurden diese Abzüge mit Röhren von gebrannter Krugmasse ausgekleidet. Diese Abzüge bewirken aber, daß durch den darin stets herrschenden Luftzug die mit Feuchtigkeit geschwängerte wärmere Luft von der Decke ab und gegen unten hingezogen wird (wie man eine ähnliche Wirkung bei den Windöfen kennt), und sich deßhalb an der Decke selbst keine Feuchtigkeit ansetzt. Durch diese Cirkulation

steht das Vieh in einer beständig fortdauernden allmähligen Lufterneuerung, und diese trägt nicht wenig zu dem Wohlbefinden desselben bei, welches sich dadurch äußert, daß Knapp nur höchst selten Krankheitsfälle, von Seuchen aber bis jetzt noch keine Spur erlebte. Die Thiere selbst betreffend, hat sich der Hofbauer nach und nach eine schöne, nicht zu schwere Landrace herangezogen, indem er immer die schönsten Kälber von den milchreichsten Kühen nachzog, und bei den Fassel ebenfalls darauf achtete, daß sie neben anderen guten Eigenschaften nur von den milchreichsten Kühen abstammten. Auf diese Art erhielt er einen Viehschlag, der nach dem Fauthenhof genannt, in der ganzen Gegend gesucht wird, so daß er nie um Absatz der Kälber, wenn sie zur Zucht tauglich sind, verlegen ist. Die anderen werden zum Schlachten abgegeben.

Vor den Schweinställen befindet sich ein kleiner Schweinehof, zum Herauslassen und Tummeln der jüngeren Thiere. Knapp hat zwar noch keine der jetzt so sehr gepriesenen neuen Racen, da er aber von der Möglichkeit der Verbesserung der hiesigen fest überzeugt ist, so beobachtet er seit einiger Zeit die hierüber gemachten Versuche, um später die ihm am tauglichsten scheinenden Schweinearten anzuschaffen und fortzuzüchten.

Jedem, welcher in den Hof kömmt, fällt die große und schöne Düngergrube nebst dem nebenliegenden Erdvorrath auf. Der Hofbauer weiß recht gut, daß von der Miststätte fast alles Gelingen des landwirthschaftlichen Betriebes abhängt, daß auf sie daher auch eine besondere Rücksicht zu nehmen und ein gewisser

Luxus dabei ebenfalls nicht unangemessen ist, um die Wichtigkeit derselben einem Jeden vor Augen zu stellen. Es ist die hiesige Düngerstätte eine große längliche Grube, die in der Mitte durch eine breite Mauer in zwei gleiche Theile getheilt ist, deren Boden gepflastert, sich von beiden Seiten gegen die Mitte hinneiget. Auf der äußeren Seite, gegen den Hof hin, auf welcher man bequem beifahren kann, ist unter dem Boden ein gewölbter, sehr geräumiger Behälter, in welchem sich der Pfuhl (die Jauche) ansammelt, um durch eine Spritzpumpe entweder wieder über den Dünger gebracht, oder in Ladfässer gefüllt, auf das Feld geführt zu werden. Die ohngefähr 4 Fuß hohen Seiten sind gemauert und steht die Mauer ohngefähr einen Fuß höher als der Boden des Hofes, damit das Regenwasser nicht zulaufen kann, für welches aber eine besondere Leitung angebracht ist, wenn man bei großer Trockne davon in den Pfuhlbehälter, z. B. während eines Gewitters, einlassen will. Auf beiden Seiten sind die nothwendigen Ausgänge für die Wagen bei dem Düngerfahren angebracht. In die Pfuhlgrube läuft noch ein Canal aus den Hausabtritten, so daß die sich dort ergebende Jauche ebenfalls der Düngergrube zu gut kommt.

Nicht weit von der Düngergrube ist das Erdmagazin, wohin in Zeiten der Ruhe im Feldgeschäfte von Rainen und Feldanwendern Erde eingefahren wird. Der Bauer Knapp hält hierauf ganz besonders viel. Denn bei ihm wird der Dünger immer nur in einer einzigen der beiden Abtheilungen aufgeschüttet, ausgebreitet und zweimal die Woche mit einer mehrzölligen

Schichte von Erde überfahren, nachher tüchtig mit Pfuhl bespritzt. Er behauptet, auf diese Art nicht allein sehr viel mehr, sondern auch einen weit besseren Dünger als früher zu erhalten und schreibt diesem Dünger einen großen Theil des herrlichen Standes seiner Felder zu. Ist die eine Hälfte der Mistgrube angefüllt, so bleibt sie noch 8 — 14 Tage bei gehörigem Bejauchen sitzen und kann alsdann ausgeführt werden. Findet sich hierzu keine Zeit, so wird noch tüchtig Erde überworfen, und dann bleibt alles ruhig liegen und wird nur von Zeit zu Zeit mit Jauche begossen.

Von den übrigen Gebäuden läßt sich außer ihrer Schönheit und Zweckmäßigkeit nichts besonderes bemerken. Der Tabaksschuppen ist mit halben Borden, welche zwischen sich Oeffnungen von 1 — 1½ Zoll zeigen, zugeschlagen. Knapp sieht wohl die größere Zweckmäßigkeit der neuen verschließbaren Schuppen ein, aber da der alte ebenfalls sehr gute Dienste leistet, fand er sich bis jetzt noch nicht bewogen, ihn zu verändern.

Am Schuppen vorbei geht der Weg in den Garten. Gleich vorn herein haben die Mädchen ihre zierlich gehaltenen Blumenbeete. Dann folgen die verschiedenen Gemüseländer und an einer gegen Norden liegenden und die rauhen Winde abhaltenden Mauer befinden sich die Pflanzbeete für Tabak, Runkelrüben u. dgl. Der Garten zeigt von der Liebe der Hausfrau und ihrer Töchter zu dessen Anbau, und einige mit Rankengewächsen überzogene Hüttchen dienen als Ruheplätze nach vollbrachter Arbeit.

Der dahinterliegende Obstgarten ist ebenfalls mei-

sterhaft angelegt. Die verschiedenen Obstarten sind in Tafel-, Wein- und Dürrobst getrennt, und von dem ersten werden die edelsten Sorten wie Calville, Reinetten u. dgl. um theure Preise verkauft und ein schönes Geld daraus erlöst. Das Weinobst wird gekeltert und der Obstwein, der nicht zum Haustrunk gebraucht wird, ebenfalls verkauft. Zwischen den Reihen der Weinobstbäume aber stehen noch Reihen von Zwetschenbäumen, welche gleichfalls einen reichlichen Ertrag abwerfen. Die Zwetschen werden gedörrt und der Ueberfluß verkauft. Zu diesem Dörren besitzt Knapp einen eigenen, holzersparenden Dörrofen. Seine dürren Zwetschen werden übrigens von den Händlern sehr gesucht, weil sie nicht jenen Rauch- und bittern Brandgeschmack haben, welcher jene Waare so bedeutend im Werthe verringert, die auf Horden über freiem Feuer gedörrt wird.

Es läßt sich erwarten, daß bei einem so regelmäßig geordneten Haushalt die Felder eben so gut gehalten, aussehen werden. Geht man Ende Juni dahin, so stehen die Spelzfelder in regelmäßigen Reihen. Sie wurden im vorigen Spätjahre mit der Reihensaatmaschine gesät, im Frühling behackt und zeigen jetzt fast ganz gleichlange Aehren, von denen die geringste 20—22 Körner zählt. Von den in andern Feldern vorkommenden kürzeren Halmen mit verkrüppelten Aehren findet sich fast keine Spur. Man kann jedoch jene Felder, welche als Vorfrucht Tabak getragen hatten, von den Kartoffeln- und Runkelrübenfeldern genau unterscheiden. Sie stehen freudiger und vollkommener und zeigen den bekannten besonders wohl-

thätigen Einfluß des Tabaksbaues auf die Getreide-erzeugung.

Im vorigen Jahre wurden abgeerndtete Spelzfelder mit Wicken eingesät und diese untergepflügt. Solche zeichnen sich durch eine besonders üppige, jedoch sich nicht lagernde Gerstensaat aus, wenn auch die andern Gerstenfelder wegen ihrer guten Pflugvorbereitung nichts zu wünschen übrig lassen. In der Gerste ist der Klee bereits aufgegangen und durch das Gypsen auf die junge Getreidesaat schon hinreichend erstarkt, so daß sein Verschwinden nicht mehr zu befürchten steht. Vorzüglich schöne Roggenfelder sind ebenfalls anzutreffen. Bei der Saat wurde das Saatkorn in Jauche eingeweicht und diese mit Gyps aufgetrocknet, so daß jedes Samenkorn in einer Gypshülle lag. Die Wirkung dieses Verfahrens ist augenscheinlich. Auch sollen weder Mäuse noch Schnecken dem so behandelten Samen irgend einen Schaden zufügen.

Interessant sind jene Kornfelder, in welche Wintererbsen mit eingesät wurden. Die Erbsen sind dazwischen bei 3 Fuß hoch gewachsen und zeigen neben üppigem Laub eine Unzahl von Blüthen und angesetzten Schoten, so daß der Ertrag ein sehr bedeutender zu werden verspricht. Ein Theil solcher Felder ward früher zu Grünfutter abgemacht, und ist jetzt mit Kartoffeln oder Runkelrüben eingepflanzt, so daß der Acker in einem Sommer zwei Erndten gibt. Gleich üppig steht der Hafer, obschon derselbe in die bereits im Spätjahr umgestürzte rauhe Furche gesät worden war.

Die Kartoffeln sind mit dem Pflug in die Furche

gelegt worden, später mit der Pferdehacke gefelgt und mit dem Häufelpflug behäufelt. Der Hofbauer sorgt, daß dabei die Furchen nicht zu schmal gemacht werden, und daß die Stöcke bei dem Behäufeln möglichst in eine gewisse Vertiefung zwischen den von dem Häufelpfluge aufgeworfenen Furchen zu stehen kommen. Das Ausmachen geschieht später mit dem Karst, hinter welchem Weiber die Kartoffeln auflesen, dabei aber mit einem kleinen doppelten Handhaken die Erde umwühlen, um die etwa bedeckten Knollen aufzufinden.

Die Runkelrüben werden aus Beeten ausgepflanzt, weil im Frühling wegen längerer Nässe des Bodens ein frühes Stecken auf den Acker selbst, ziemlich unsicher ist. Knapp läßt sie auf zusammengepflügte erhöhte Kämme setzen und hat dadurch den Vortheil, daß die jungen Pflanzen eine höhere Lage gut gebauter Erde erhalten, und den ganzen Sommer über, auch bei der größten Dürre, leicht bearbeitet werden können.

Die Tabaksfelder sind bereits angewachsen und zeichnen sich durch einen besonders gleichen Stand der Pflanzen aus, welche von den Saatbeeten aus, auf Holländer Art, noch einmal auf eigene Beete eng zusammengepflanzt werden, was sie verstupfen heißen. Ueberhaupt wird bei der Tabaksbehandlung das Holländer Verfahren wo immer möglich zu Grund gelegt und ein schönes Produkt erzogen.

Alle Felder zeichnen sich durch besonders guten Bau und Mangel an Unkräutern aus. Dies bewirkt besonders der Schwerzische Pflug, welchen der Hofbauer, als er noch bei seinem Schwiegervater als Knecht diente,

bereits eingeführt hatte. Außer diesem gebraucht Knapp noch gute Eggen mit eisernen Zähnen und nöthigenfalls eine Walze. Dabei ist noch ein Räderpflug im Gebrauch, um bei der Reihensaat die Säemaschine auf dem Vorkarch anbringen zu können. Andere Werkzeuge werden nicht geführt. Auch ist Knapp bis jetzt noch den Dresch- und Mähmaschinen, wenigstens zum Gebrauch für seine Gegend, nicht hold, indem er glaubt, daß hierdurch der Mangel an Arbeit noch um ein Bedeutendes gesteigert würde, und er der Meinung ist, daß da, wo kein Mangel an arbeitsamen Händen wäre, der größere Gutsbesitzer die kleinern durch Arbeitgeben möglichst unterstützen müsse.

Was die Weinberge betrifft, so sind dieselben in den letzten 10 Jahren sämmtlich zweckmäßig gerottet und neu angelegt worden. Es wurden die verschiedenen Rebsorten nach Boden und Lage zweckmäßig vertheilt, und jede Sorte für sich allein angepflanzt. So stehen jetzt im fruchtbaren tiefgründigen, nicht feuchten Boden der blaue Clävner und Rolander, im geringeren steinigen der gelbe Ortlieber, im guten etwas feuchten, der Gutedel, aber auf der heißesten Stelle, der Riesling. Einige warme Sandstrecken bedeckt der Oestreicher und Traminer. Bei der Lese werden die mittlern Mostarten zusammengemischt und nur die besonders guten Lagen rein erhalten. Zu einer Auslese lohnt die Gegend nicht. Dagegen wird der Most sogleich gekeltert, dann in offene Bütten hingestellt und erst nachdem der sich gebildet habende Deckel abgehoben ist, in die Fässer gethan. Im Jänner und April wird abgelassen und da-

durch bewirkt, daß fast gar keine Weinkrankheiten vorkommen. Der rothe Wein wird abgerappt, mit den Hülsen in Fässern, aus welchen der eine Boden herausgenommen ist, der offenen Gährung überlassen, dabei alle 3 Stunden der sich bildende Gährdeckel in die Masse eingerührt, und dies Verfahren 8 — 10 Tage fortgesetzt. Dann kömmt die Masse in ein geschlossenes Faß und wird erst gegen Fastnacht abgekeltert.

Die Erziehungsart der Reben betreffend, richtet sich dieselbe lediglich nach der Triebkraft der Sorte und des Bodens. Da, wo sie stark ist, werden niedere Rahmen angewandt, sonst aber vermittelst der Einkürzungsmethode die Stöcke ganz ohne Holzstütze erzogen.

Noch ist der schöne Stand der Wiesen zu betrachten, welche theils in regelmäßiger Bewässerung liegen, theils mit Seifensiederasche und einem Gemenge von Knochenmehl, Guano, Gyps und Kalk mit Erde, alles zusammen mit Jauche getränkt, überworfen werden. Das Gras wird in der Blüthe gemäht, so daß das Grummet ebenfalls früh die Wiese räumt und solche vor Winter noch stark genug wieder anwachsen kann.

So war der Fauthenhof beschaffen und gedieh unter der steten Sorge seines Besitzers, des Joh. Knapp, in jedem Jahre besser. Knapp besaß aber auch in seiner Hausfrau eine treue umsichtige Gehülfin und in seinen Kindern thätige, eifrige und folgsame Mitarbeiter.

Es zeigten sich in ihnen die Früchte einer vernünftigen christlichen Erziehung, und obschon Knapp ein bedeutendes Vermögen besitzt, war es doch keinem der Söhne eingefallen etwas anderes als Landwirthschaft

zu treiben, diese aber nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian zu führen, sondern sie tüchtig zu erlernen, wie es der Vater auch gethan hatte, und mit den neueren Verbesserungen, wenn sich deren Nutzen erprobt hat, rüstig fortzuschreiten.

Wie der Vater des Johannes Knapp in Rückgang und Gant geräth.

An einem Winterabende saß die Familie im traulichen Gespräche um den Ofen versammelt. Schon öfters hatten die Kinder allerlei aus der Lebensgeschichte des Vaters vernommen, und sie wurden immer begieriger, solche einmal vollständig und im Zusammenhange zu erfahren. Jetzt schien ihnen dazu eine günstige Gelegenheit zu sein und Jung und Alt plagte den Vater um die Mittheilung seiner Geschichte. Der Alte war bei guter Laune, gebot Ruhe und begann also: Ehe ich mit meiner eigenen Lebensgeschichte den Anfang mache, muß ich euch sagen, daß ich von meinem Vater manches zu erzählen genöthigt bin, über welches ich lieber schweigen würde. Doch mag euch dies zur Lehre dienen, und euch warnen, auch in den besten Verhältnissen nicht zu erlahmen, die Ohren steif zu halten und stets an die Gefahr zu denken, welcher ein Bauer,

wenn er für wohlhabend gilt, immer ausgesetzt ist, von Schmeichlern und dienstwilligen Spitzbuben verführt und ins Elend gebracht zu werden. Es soll euch ferner dieses Beispiel lehren, daß der Landmann bei seinem Geschäfte bleiben und nicht sich in Dinge einlassen soll, welche ihn nichts angehen und die er nicht versteht. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer bei seinem Pfluge, versteht sich mit Verstand und Kenntniß, wie dies sich für einen vernünftigen Mann ohnehin schickt.

Mein Vater war der Bauer unseres Hofes, welchen ich durch eure Mutter wieder erhielt, nachdem er nach dem Tode eures Großvaters Schulden halber versteigert werden mußte. In der ersten Zeit soll in seiner Wirthschaft alles vortrefflich gegangen sein. Meine Mutter war eine fleißige jedoch kreuzbrave Hausfrau, welche durch die Leitung ihres häuslichen Geschäftes ihrem Manne ein gutes Vorbild gab, und ihm zeigte, wie er das seinige behandeln solle. Aber sie starb als ich fünf Jahre alt war und hinterließ meinen Vater als einen jetzt rathlos dastehenden, etwas schwachen, daher doppelt unglücklichen Mann, dem sie mit ihrem klaren Verstande sehr oft in schwierigen Fällen beigestanden, und ihn vor manchen Mißgriffen bewahrt hatte. Ein Glück für mich war es, daß eine alte treue Magd im Hause blieb, welche Mutterstelle an mir vertrat, mich pflegte und auf das Gewissenhafteste dafür sorgte, daß ich die Schule nie versäumte. Wäre diese länger im Hause geblieben, so wäre mein späteres Unglück vielleicht vermieden worden, so aber konnte sie es,

als ich ohngefähr 12 Jahre alt war, Krankheits halber nicht mehr aushalten und mußte den Dienst verlassen. Mein Vater hätte ihr viel besser das Gnadenbrod gegeben, und wäre in seinem Hause doch wenigstens einer Person sicher gewesen, welche für ihn aufgesehen und ihn gewarnt hätte.

So aber machte sich, nach dem Tode der Mutter, ein gewisser Löb Groschenmacher an ihn, welcher in der Gegend wohnte, und sich, wie so viele derartigen Schacherjuden, mit allerlei Händeln abgab. Zuerst war er der uneigennützigste Freund. Als einige dringende Geldverlegenheiten eintraten, welches die gute Mutter immer mit weiser Vorsicht zu verhüten wußte, half Löb mit der bereitwilligsten Uneigennützigkeit aus, schrieb aber doch gleich seine Vorschüsse mit doppelter Kreide auf, um seiner Zeit gehörigen Gebrauch davon zu machen, was er um so leichter konnte, als mein Vater, wie damals alle Bauern, nichts notirte und einer jeden näheren Berechnung feind war, dabei auch die zu dieser Zeit überall herrschende Neigung hatte, alles auf die lange Bank zu schieben. Denn es war bei dem Landmann eine Art von Ehrenpunkt, nichts gleich in Ordnung zu machen, um nicht zu zeigen, daß man an der Beendigung eines Geschäftes ein besonderes Interesse habe. Wollte mein Vater auch einmal zahlen, so ward dies auf die freundschaftlichste Weise hinausgeschoben. Dadurch bahnte sich Löb auch den Weg, daß er meinem Vater in dieser Art auf Borg auch Vieh verkaufte, und so nach und nach ein schönes Forderungssümmchen zu-

sammen bekam. Das Geld aber, welches vorhanden war, um die Schulden und andere Bedürfnisse zu decken, ging wie dies so zu geschehen pflegt, für allerlei zum Theil sehr unnöthige Dinge durch die Hände. Es wurde kein wirklicher Werth dafür angeschafft und so entstanden auf der einen Seite Verluste, auf der andern häuften sich ganz unnöthiger Weise die Schulden.

Doch hätte dies den Wohlstand meines Vaters wenig berührt, wenn nicht noch ein anderes Uebel hinzugekommen wäre.

Es war die Zeit politischer Aufregungen. Mein Vater ward in den Strudel mit hineingerissen. Er ward mit einigen sogenannten Volksfreunden bekannt, und weil sein Hof zur Ausbreitung der neuen Lehre gut gelegen war, und auf demselben Manches im Geheimen vorbereitet werden konnte, was erst später an den Tag kommen sollte, so nahmen die Herren keinen Anstand, den sonst unbefangenen wohlmeinenden Mann, welchen sie übrigens bei weitem übersahen, vielleicht auch noch verlachten, dermaßen mit Schmeicheleien zu umstricken, daß es kein Wunder war, daß durch den vertrauten Umgang mit diesen hochgepriesenen Männern, deren Namen in allen Zeitungen glänzten, seine Eitelkeit erwachte, und er sich für eine in der Volkssache höchst wichtige Person selbst ansah, während er den andern nur als Werkzeug diente.

Durch diese Verbindungen wurde er aber von seinem Geschäft immer mehr abgezogen, er mußte die weisen hochgeehrten Herren in den umliegenden Städten besuchen, er mußte sich bei allen Gelegenheiten als

Freund derselben zeigen, er hatte ferner den häufigen Volksversammlungen beizuwohnen. Zu Hause aber hatten Knechte und Mägde gute Tage, sie arbeiteten nach Belieben und waren darin einig, so viel aus der Wirthschaft zu verschleppen, als es nur in so weit möglich war, daß sie noch ferner bestehen konnte; um an ihr auch noch für längere Zeit eine melkende Kuh zu besitzen.

Dies war aber noch nicht alles. Jene Bummler und Schmarotzer, welche der neuen Lehre anhingen, um für ihren eigenen Schnabel die gehörige Weide zu haben, bemerkten, daß auf dem Fauthenhof Milch und Honig fließe. Sie sammelten sich unter allerlei Vorwänden, bemühten sich, die neue Freiheit mit Bier und Wein zu nähren und stärkten sich dabei selbst mit guten Bissen, um als deren Träger und Beförderer die gehörige Kraft zu erlangen, und einstweilen im Voraus ihre Segnungen zu genießen. Was das Gesinde nicht verschleppte, ging in Gelagen auf und wenn Geldmangel eintrat, half der edle Freund Groschenmacher aus.

Dieser aber berechnete, daß es jetzt an der Zeit wäre, einmal leise anzuklopfen, um zu sehen, wie weit er ohne Gefahr mit der Geldanleihe noch gehen könne. Er paßte eine Periode ab, in welcher er wußte, daß der Bauer wieder einmal ohne Geld sei. Da kam er und stellte ihm vor, wie er im Augenblick sein Kapital zu einer Speculation sehr nothwendig habe, und wie er es zurückverlangen müsse, sonst würde er großen Schaden leiden. Auf des Bauern Aeußerung, daß er

jetzt nicht zahlen könne, erweichte sich sein Gemüth, und aus alter Freundschaft wollte er nicht auf Zahlung dringen, sondern das Geld auf eine andere Weise sich verschaffen. Dies mache aber bedeutende Kosten, auch wäre es doch gewiß billig, daß er auf die Sicherheit seines Capitals sähe, er schlüge ihm daher vor, als Kostenersatz etwa 100 fl. zum Uebrigen zu schlagen und über das Ganze eine Handschrift auszustellen. Der leichtsinnige Mann, welcher in der Klemme saß und sich aus falscher Scham scheute, eine ehrliche Hypothek zu machen, um den Juden aus dem Haus zu bringen, bedachte sich nicht lange und stellte die Handschrift aus, wobei er noch den großen Fehler beging, die schuldige Summe nicht in Buchstaben, sondern nur in Zahlen zu schreiben. Auch dachte er nicht daran, die früheren Bescheinigungen zurückzufordern, so daß er die früher geliehenen Summen nun doppelt schuldig wurde. Dabei erhielt der Jude noch verschiedenes Getreide und sonstigen Haushaltungsbedarf als besondere Erkenntlichkeit ins Haus gebracht.

Um ein hypothekarisches Recht auf seine Forderung zu erhalten, klagte später Löb mit Einverständniß des Bauern bei dem betreffenden Gerichte, hatte aber nicht allein die Summe durch Aenderung der Zahlen (durch Hinzufügen einer Nulle zu den obigen 100 fl., so daß der Schein jetzt statt auf 100 auf 1000 fl. lautete,) erhöht, sondern auch alle Scheine zusammen genommen, welche er von meinem Vater besaß. Nach der an den Bauern geschehenen gerichtlichen Mittheilung stutzte dieser zwar über die bedeutend höhere Summe, ließ

sich aber von Löb beschwichtigen, welcher ihm sagte, daß dies ein Schreibfehler wäre, und weil gerade sehr dringende politische Geschichten los waren, so bekümmerte sich mein Vater nicht mehr darum und ließ die Sache gehen. Löb betrieb nichts destoweniger ein Liquiderkenntniß auf die ganze Summe und ließ diese in das Pfandbuch eintragen. Der Bauer war froh, nichts mehr davon zu hören und den Juden nach seiner Meinung beschwichtiget zu haben. Da er sich aber ein Rückgehen in seinem Vermögen nicht mehr läugnen konnte, so dachte er auf Mittel, den Schaden wieder zu ersetzen. Auch hierzu war ihm Groschenmacher behülflich, und verkaufte ihm Lotterieloose. Jetzt war auch dieser Weg zum völligen Ruin betreten. Mein Vater wollte das Glück mit Gewalt an sich reißen, setzte immer höher und kam hierdurch nur immer tiefer ins Verderben. Ein Jahr darauf wiederholte der Jude sein Manöver in Betreff der Schuldforderung, gab Frist unter Bedingung einer höheren Verschreibung, diese wurde auf die gewöhnliche Weise nach dem gerichtlichen Liquiderkenntniß ebenfalls in das Pfandbuch eingetragen, wobei mein Vater auch jetzt nicht so weit dachte, den früheren Eintrag löschen zu lassen. Der Jude hatte daher nun statt seinem einfachen Darlehen eine versicherte dreifache Forderung.

Dazu kam nun der Umschlag der politischen Verhältnisse. Die Gegenparthei ward wieder mächtig, die Vernünftigen sahen die Nichtigkeit des Treibens der sogenannten Volksbeglücker mehr oder weniger ein, und wie es bei solchen Gelegenheiten geht, mancher

gerieth durch Angeberei in Untersuchung und Gefängniß, während viele der Rädelsführer frei durchkamen. Es konnte sich nicht fehlen, daß Groschenmacher von dem Treiben meines Vaters genaue Kenntniß hatte, und wenn man ihm auch eigentlich kein Verbrechen vorwerfen konnte, so wäre doch manches genügend gewesen, ihn auf einige Jahre ins Gefängniß zu bringen. Eben so beschwerliche Zeugen fanden sich unter den Taglöhnern und Knechten, und gerade jene, welche aus Eigennutz der sogenannten Volkssache am stärksten angehangen hatten, benutzten die jetzigen Verhältnisse, ihre ehemaligen Freunde und Beschützer auszubeuten und durch Drohungen von Angebereien Geld und andere Dinge in Menge zu erpressen. Hierzu kamen noch die durch die ganze Geschichte verursachten hohen Abgaben und Kriegssteuern. Jetzt erst ward es meinem Vater klar, wie er von allen Seiten betrogen worden war, aber das zu spät, welches er aus den Zeitungen aufgegriffen hatte, und in seinen politischen Reden früher so oft im Munde führte, fiel mit allem seinem Gewichte auf ihn zurück. Er gerieth immer tiefer in Schulden und grämte sich darüber dermaßen ab, daß er in eine Krankheit verfiel und an dieser starb. Es war dieß vielleicht gut, um ihm größere Leiden zu ersparen. Denn nach seinem Tode zeigten sich die Folgen seines Leichtsinnes erst recht klar in einem gänzlich zerrütteten Vermögenszustande. Es brach ein Gant aus, in welchem die Gläubiger große Summen verloren, nur Groschenmacher nicht, welcher auf alle Fälle hin sich gänzlich gesichert hatte.

Johannes Knapp muß nach dem Tode seines Vaters als Knecht seinen Unterhalt suchen.

Das Gut war versteigert, ich stand allein in der Welt, und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Nur unser braver Schullehrer, der mich seit einigen Jahren als fleißigen Schüler lieb gewonnen hatte, nahm sich meiner an, und gab mir einigen Rath. Es war ein sehr gutherziger alter Mann, welcher an dem Ackerbau ein großes Interesse hatte. Als früher der landwirthschaftliche Verein im Lande alle Schullehrer aufforderte, ihren Knaben die ersten Vorkenntnisse in der Landwirthschaft durch Ertheilung eines passenden Unterrichtes beizubringen, war er einer der ersten, welcher darauf einging. Und nicht allein, daß er nur einen trockenen Unterricht in der Schule ertheilte, er nahm die Jungen mit auf das Feld und zeigte ihnen das in der Stube Erlernte, in Anwendung auf den Aeckern. Sein Unterricht erhielt dadurch für uns erst ein rechtes Interesse und ich erinnere mich auch noch jetzt mit Vergnügen der auf diese Art verlebten angenehmen Stunden.

Wenn ich so über diesen damaligen Unterricht nachdenke, so muß ich wohl sagen, daß mir wohl manches

nicht gerade ganz klar wurde, aber ich ward auf vieles aufmerksam, über was ich in meinem ganzen späteren Leben hinausgestolpert wäre, ohne eine Ahnung davon zu haben. Eben so regte sich in allen von uns das Gefühl, daß die Landwirthschaft, wenn man sie mit Aufmerksamkeit und Liebe betreibt, doch etwas ganz anderes ist, als sie der Bauer gewöhnlich ansieht, und daß man ihr auch noch ein viel höheres Interesse erhalten kann, als wenn man sie nur als ein nothdürftiges Mittel betrachtet, sich durch die Welt zu schlagen. Jetzt mußte ich sie, durch die Umstände gezwungen, freilich so ansehen, aber mein guter Lehrer, der mir den Rath gab, mich zu einem Bauern, wenn auch anfangs nur mit ganz geringem Lohne, zu verdingen, machte mich darauf aufmerksam, daß ich dieß nur in einer Gegend thun sollte, wo ich fände, daß auch etwas tüchtiges zu erlernen wäre.

Obschon erst 15 Jahre alt, war ich doch in landwirthschaftlichen Arbeiten nicht ungeschickt, und hatte pflügen, eggen, dreschen und alle übrigen Arbeiten bei unseren Knechten erlernt. Dazu trieb mich glücklicher Weise das Interesse, welches ich in der Schule daran empfangen hatte, denn zu Hause war ich ganz ohne Aufsicht und Anleitung, und mußte selbst zusehen, wie ich mir die lange Weile vertreiben konnte.

Auf den Rath meines Lehrers ging ich in die Pfalz, in welchem Lande allerlei Produkte in größerer Vollkommenheit als sonst wo erbaut werden. Ich fragte bei Mehreren an, aber alle stießen sich an meiner Jugend und Unreife für tüchtige Arbeiten und wiesen

mich ab. Endlich fand ein älterer Mann, der eine trefflich eingerichtete Wirthschaft besaß, Gefallen an mir. Er sagte, daß er auf meine Körperkräfte zwar nicht viel gäbe, er wollte sich aber einen tüchtigen Jungen heranbilden, der ihn später unterstützen könnte, und wenn ich mich gut hielte, sollte es mich nicht gereuen. Lohn gäbe er mir vor der Hand nicht, aber das was ich nöthig hätte, sollte ich erhalten. Hier hatte ich es sehr gut, aber gleich als sollte ich noch nicht an ein Ziel gelangen, starb mein Wohlthäter, als welchen er sich erwies, indem er mir ein Vermächtniß aussetzte, nach einigen Jahren.

Ueber mein dortiges Leben muß ich euch doch einige Worte sagen. Die Wirthschaft war eine in dieser Gegend gewöhnliche. Etwas neues hatte mein Herr nicht eingeführt. Er sagte, dieß verstände er nicht und er wäre zu alt zum Lernen. Aber das Erlernte führte er mit musterhaftem Fleiß und kräftig aus. Im Sommer war er morgens 4 Uhr schon auf dem Platze und trieb die Knechte zur Arbeit. So hart es mir ankam, mußte ich punkt viertel auf fünf tüchtig gewaschen und gekämmt zur Arbeit bereit sein. Er war früher Militär, und die damals erlernte genaue Dienstordnung hatte er auch bei seinen Leuten eingeführt. Es gab zwar manchmal auch einen tüchtigen Puff, wenn er Nachlässigkeiten bemerkte, aber alle seine Leute hatten ihn sehr gerne, und fügten sich, da solche Ausbrüche nie ohne genügende Ursache kamen.

Punkt fünf Uhr mußten im Sommer die Wagen und Pflüge bespannt sein. Die Arbeiten wurden mit

der größten Genauigkeit verrichtet, sonst halfen einige Donnerwetter nach; doch muthete er durchaus Niemanden etwas zu, was derselbe nicht zu leisten vermochte. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich im Anfange nicht gleich alles recht machen konnte, aber er sah mein Streben darnach und ich erhielt nie ein böses Wort.

Punkt 10 Uhr wurden die Pferde ausgespannt, und diese waren dermaßen an eine solche Ordnung gewöhnt, daß sie, wie die Zehnuhrglocke vom Thurme ertönte, in der Furche nicht mehr fortzubringen waren und stille standen. Die Fütterungszeit ward streng eingehalten, dabei wurden die Ställe ausgemistet und alles mußte glänzen, wenn es die Zufriedenheit des Alten erlangen sollte. Während dieser Zeit ward auch im Hofe aufgeräumt und was nicht mehr gebraucht wurde, an seinen bestimmten Platz gebracht. So hatte ein jeder Strick, eine jede Latte, jede der verschiedenen Arten von Haken ihre bestimmte Stelle und der Alte konnte außer sich kommen, wenn etwas durch Nachlässigkeit verhängt oder umhergeschleudert war. War diese Ordnungsliebe vielleicht auch etwas zu kleinlich, so hatte sie doch den großen Vortheil, daß im Augenblick alles Nothwendige gefunden werden konnte und keine Zeit verloren ging. Auch bot der reinlich aufgescheuerte Hof immer einen eigenthümlich wohlthuenden Anblick.

Als Ausfluß dieses Ordnungssinnes waren z. B. die Taubenschläge zu betrachten. Diese waren an dem Nebengebäude zwischen dem vorspringenden Gebälk

angebracht. Je zwischen zwei Balken befand sich die Wohnung für ein Paar. Auf einer jeden war ein Deckel angebracht, den man von innen wegheben konnte, um das Nest zu reinigen, den Jungen nachzusehen und sie zum Verbrauch auszuheben. Dabei waren diese Behälter für die Vögel selbst so zweckmäßig und angenehm, daß es keinem Taubenpaar einfiel anderswohin zu nisten.

Daß die Düngerstätte ebenso sauber und rein gehalten wurde, werdet ihr euch denken können.

Der Mittag glich an pünktlich ausgetheilter Arbeit dem Morgen. Nach vollbrachtem Tagewerke durften die Knechte sich etwas ergehen, Punkt 9 Uhr aber mußten sie in den Betten sein, wenn sie nicht den Abschied erhalten wollten.

Eine ähnliche strenge Hausordnung hatte die Frau auch bei den Mägden eingeführt. Die Einrichtung war durchaus altbäuerlich, aber alles blank, rein und auf das Beste gescheuert.

Der Bauer selbst, obschon sehr wohlhabend, führte die Aufsicht; dabei scheute er aber keinerlei Art von Arbeit und wo es galt, war er der Erste und Letzte dabei.

Was die Ordnung in dem Geschäftsbetrieb angeht, habe ich dorten das Meiste gelernt und eingeübt. Es kam mir mein ganzes übriges Leben zu Gute. Als mein Wohlthäter starb, glaubte ich einen liebenden Vater verloren zu haben und betrauerte ihn auf das Innigste.

Nun stand ich wieder allein, hatte aber manche Erfahrung gemacht und dem Himmel konnte ich danken,

daß ich in dem gefährlichen Alter der Verführung in so gute Hände gerathen war. Wie mancher junge Bursche klagt nicht über strenge Behandlung, über Beschränkung seiner Lebensfreuden; wenn er aber wüßte, vor welchen Dingen er behütet würde, welchen Einfluß ein ordentliches geregeltes Leben in dieser Zeit auf seine ganze Zukunft äußerte, so würde er Gott darum danken.

Johannes Knapp wird Soldat, und erweitert in der Urlaubszeit seine landwirthschaftlichen Kenntnisse.

Es war jetzt die Zeit der Militärpflicht gekommen. Viele scheuen sich davor; ich muß sagen, daß ich durch die vorher beobachtete strenge Ordnung bereits einen Vorgeschmack von dem Soldatenleben hatte und es mir daher gar nicht schwer wurde, mich hinein zu fügen. Auch bin ich der Ueberzeugung geworden, daß jeder Bauernbursche, welcher zum Militär gezogen wird, dies eigentlich für ein Glück ansehen sollte, besonders in unserem Lande, wo der Dienst kurz und nicht übermäßig angestrengt ist, dabei auch auf Unterrichtung des

Soldaten gesehen wird. Denn er kömmt aus seinem lahmen und träumerischen Bauernwesen heraus und lernt Ordnung, was für unser Gewerbe eine Hauptsache ist, so wenig sich auch die Meisten daran gewöhnen wollen. In dieser Hinsicht wäre es sogar auch sehr wünschenswerth, wenn die Bauernmädchen ein ähnliches Zwangsordnungsinstitut hätten, wie dies bei den Burschen der Fall ist. Denn es ist bekannt, wie sehr es daran in fast allen geringeren Haushaltungen fehlt, wie schweinisch es oft darin aussieht und wie es manchen Männern kaum zu verargen ist, wenn sie lieber in der doch einigermaßen sauberen Wirthsstube, als zu Hause in der Unordnung und dem Schmutz ihrer Weiber sitzen, welche als Mädchen zwar recht gut sich äußerlich sauber anzogen, den Sinn für Reinlichkeit und Ordnung aber nie kannten und sich daher als Frauen nur um so leichter der Schlamperei und der Unordnung hingeben. — Doch ich will weiter erzählen!

So lange das strenge Exerziren und die militärischen Uebungen dauerten, war ich zu sehr in Anspruch genommen, um mich um etwas anderes zu kümmern. Später aber besuchte ich öfter den landwirthschaftlichen Centralgarten und lernte hier Manches kennen, was mit dem früher in der Schule genossenen landwirthschaftlichen Unterrichte in Verbindung stand. Der Direktor der Anstalt ward aufmerksam auf mich und ließ mich, je nachdem es mir möglich war, an einzelnen Unterrichtsstunden Theil nehmen. Als die Urlaubszeiten begannen, suchte ich des Verdienstes halber als Arbeiter in den Garten zu kommen, genoß aber dabei

mit den theoretischen Unterricht und benutzte weitere Gelegenheiten, mich im Schreiben und Rechnen zu üben und weiter auszubilden. Ich kann sagen, daß mir durch den empfangenen Unterricht eigentlich jetzt erst die Augen aufgingen, indem sich das früher Gelernte und später Gesehene in meinem Kopfe zu ordnen begann. Auch habe ich aus Erfahrung empfunden, daß bei dem Militärdienst, besonders wenn die erste Lehrzeit des Soldaten vorüber ist, sich mannigfach Gelegenheit zur Ausbreitung landwirthschaftlicher Kenntniß finden dürfte. Man sollte nur die Soldatenschulen hiernach einrichten, und so würde jene Zeit, die der junge Bürger dem Staate opfert, reichlich durch einen Unterricht belohnt, welchen er von ihm für sein ganzes Leben zurückempfängt. Es versteht sich, daß eine derartige Einrichtung nur für künftige Bauern passend wäre, aber die verschiedenen Klassen ließen sich, wenn es mit der Sache wirklich einmal Ernst werden sollte, leicht herstellen.

In der Anstalt habe ich mir aus der Menge von erworbenen Kenntnissen mehrere Grundregeln zusammengestellt, welche ich nie verließ und nach denen ich alle meine Einrichtungen machte. Ich will sie euch aufzählen, und da ihr unser Geschäft genau kennt, so werdet ihr deren Richtigkeit auch finden. Sie sind folgende:

1) Der Bauer will verschiedene Produkte, theils zum Selbstgebrauch, theils zum Verkaufe erziehen. Dies ist sein Geschäft. Die von ihm erzeugten Gegenstände sind aber zweierlei, wenn auch sich ziemlich ver-

wandter Art. Sie stammen entweder aus dem Pflanzen- oder dem Thierreiche.

2) So wie ein jeder Gewerbsmann das Verhalten und die Eigenschaften des Materials, welches er verarbeitet, genau kennen muß, um sein Erzeugniß so wohlfeil, dabei aber so vollkommen als möglich darstellen zu können, ebenso muß der Bauer mit der Natur und den Haupteigenschaften jener Pflanzen und Thiere, welche er erzieht, besonders aber auch noch mit den zu ihrem Gedeihen unumgänglich nothwendigen Bedürfnissen bekannt und vertraut sein, damit er weiß, wie er sie auf die wohlfeilste und in einer für seine Absicht geeignetsten Form herbeischaffe, und wie er sie anwende, damit er durch sie die größte Menge landwirthschaftlicher Erzeugnisse erhalte. Er muß daher genau die allgemeinen Nahrungsmittel des Pflanzenreichs und die besondern eines jeden seiner Culturgewächse, ebenso die Nahrungsmittel der Thiere, besonders auch ob sie mehr auf die Körperkraft, auf die Fett- oder Milchbildung wirken, kennen zu lernen suchen.

3) Die Nahrung der Thiere stammt mit Ausnahme von Salz und Wasser, durchgehends aus dem Pflanzenreiche. Die Kenntniß der Bedürfnisse des letzten bleibt daher für den Bauern immer das Wichtigste, denn wenn es ihm gelingt, die Gewächse in großer Menge und bester Qualität zu erziehen, so wird er für sein Vieh, wenn er nur gehörig auf das Verhältniß des Futterbaues zu dem Anbau von Getreide und Handelspflanzen achtet, nie Mangel haben. Die Eigenschaften unserer Futtermaterialien auf Erzeugung von Milch

oder Fleisch sind übrigens bekannt, und es würde mich jetzt zu weit führen, wenn ich auch hierauf näher eingehen wollte.

4) Die Nahrungsmaterien für die Gewächse haben zweierlei Naturen. Die einen stammen nur aus dem Boden und können sich durch Feuer oder Verdünstung nicht in die Luft erheben. Sie können dabei auch nicht als Nahrung in die Gewächse gelangen, wenn sie nicht in einen Zustand versetzt werden, in welchem sie sich im Wasser auflösen können, welches sie alsdann in die feinen Gefäße der Pflanzen, durch ihre Wurzeln führt. Man heißt dieselben die nicht flüchtigen, feuerfesten Stoffe. Sie sind aber zu dem Gedeihen der Gewächse ebenso nothwendig, wie die andern, denn so wenig der Mensch nur von Wasser oder von Zucker und Salz allein leben kann, ebenso wenig können die Gewächse nur von einzelnen Stoffen leben, diese mögen, in Verbindung mit den andern, auch noch so düngend wirken.

Die zweite Gattung der Pflanzennahrungsmittel hat die Eigenschaft, daß sie sowohl eine luftartige als auch eine feste Gestalt annehmen kann. Es sind dies jene Stoffe, welche, wenn ein Stück Holz verbrennt oder der Dünger verwest, ohne daß etwas anderes als die Luft vorhanden ist, welche sie aufnimmt, verschwinden, ohne daß man sieht, wo sie hinkommen. Sie gehen in die Atmosphäre zurück, daher heißt man sie flüchtige, verbrennliche Bestandtheile. Sie sind vorzüglich diejenigen, die, wenn sie sich verdichten, den eigentlichen Körper der Gewächse bilden, welcher nachher die unverbrennlichen Nahrungsmittel in sich auf=



nimmt und verarbeitet. Ein Theil davon ist in der atmosphärischen Luft und im Wasser schon häufig genug enthalten, ein anderer Theil bildet sich aber erst durch Verwesung im Boden oder im Dünger. Er findet sich in der Luft gewöhnlich nur in ganz geringer Menge und würde in seiner feinen Vertheilung in derselben zum Wachsthum der Pflanzen nicht hinreichen, besonders wenn man bedenkt, daß unsere Culturgewächse davon weit mehr nothwendig haben, als die wilden Pflanzen. Dabei hat derselbe aber die Neigung, sich bei den geringsten Anlässen in flüchtigen Zustand zu begeben, in die Atmosphäre zu verlieren und daher für den Gebrauch zu einer bestimmten Pflanzenernährung zu Grund zu gehen. Es ist dies der Fall namentlich bei gährendem Miste, und der Bauer hat um so nothwendiger, das Entweichen dieser Stoffe zu verhindern, als sie gerade so sehr wesentliche Nahrungsmittel sind, daß, wenn nicht genügende Mengen davon vorhanden sind, die Pflanzen sich nur nothdürftig entwickeln können, wie man dies auf allen mageren Feldern bemerkt.

5) Da durch die Erndten von diesen Stoffen dem Acker jedesmal bedeutende Mengen entzogen werden, (abgerechnet noch mancher flüchtigen Theile, welche nicht möglich sind, zurückzuhalten), so müssen dieselben immer wieder ersetzt werden, wenn der Acker fruchtbar bleiben soll. Sie müssen selbst in größerer Menge aufgeführt werden, wenn man diese Fruchtbarkeit erhöhen will. Dies geschieht bei uns meistens nur durch den Dünger, wie wir ihn aus den Ställen erhalten und auf der

2**

Miststätte bereiten. Dieser stammt vorzüglich aus den Pflanzen, von welchen die Thiere sich ernähren und von dem eingestreuten Stroh u. dgl. worauf sie liegen. Er enthält alle zur Ernährung der Gewächse nothwendigen Stoffe selbst schon in dem passenden Verhältniß und der nöthigen Auflösbarkeit. Der Mistdünger ist daher für uns Bauern das Hauptmaterial, vermittelst dessen wir reiche Erndten erzielen, und die verschiedenen anderen, aus Abfällen von Thierkörpern oder auch aus dem Mineralreich abstammenden Düngermaterien sind entweder zu theuer oder sie enthalten einzelne Bestandtheile, welche nur in dem Falle wirksam sind, wenn die anderen nicht fehlen. Daher ist auch bei uns das Geheimniß noch nicht gefunden, ohne Stalldünger ein Gut auf längere Zeit fruchtbar zu erhalten, wenn auch keine der Nebendüngerarten durch diesen Ausspruch herabgesetzt werden soll. Alles wirkt an seinem Platze, nur muß man diesen genau kennen.

6) Bei dem Ausdruck Stalldünger ist aber auch der Pfuhl mitgemeint, welcher durchaus keine schädlichen Stoffe enthält, wie manche Bauern schon geglaubt haben. Er besteht im Gegentheile gerade aus den aufgelöstesten Stoffen, die der Mist enthält, weßhalb er auch so schnell und kräftig anschlägt, und gewissermaßen wie die Fleischbrühe bei der Suppe angesehen werden kann.

7) Bei der so großen Wichtigkeit des Mistdüngers ist es die Hauptaufgabe des Bauern, denselben sammt dem Pfuhl möglichst zusammenzuhalten und ja nichts

verloren gehen zu lassen. Dazu gehört besonders das Auffangen des Pfuhles und jener flüchtigen Stoffe, die sich aus dem Düngerhaufen gleichsam wegstehlen, ohne daß dies der Landmann gewahr wird. Wer auch den geringsten Theil seines Mistdüngers verloren gehen läßt, der wirft sein Geld zum Fenster hinaus und kein Bauer soll über schlechte Zeiten klagen, der seinen Pfuhl laufen läßt. Er ist selbst Schuld daran, denn er verschleudert sein Glück und ihm gehört ein Vormünder gesetzt.

Die größte Aufmerksamkeit auf die Düngerbereitung ist daher die Seele der Landwirthschaft. Auf diese sind wir durch die Darlegung meiner Hauptgrundsätze zurückgekommen. Die Wahrheit dieses Satzes habe ich in langjähriger Erfahrung gefunden, und wir säßen vielleicht nicht so traulich hier beisammen, wenn ich nicht so gewissenhaft immer hierauf gehalten hätte. Wir werden später sehen, von wie großem Vortheile dies mein Verfahren war, jetzt will ich wieder auf meine Erzählung zurückkommen.

Wie Joh. Knapp auf dem ehemaligen Hofe seines Vaters als Knecht dient, und einen besseren Pflug einführt.

Abwechselnd zwischen Militärdienst und Arbeit im Landwirthschaftlichen Garten, wobei ich jede Gelegenheit, mich zu unterrichten benutzte, war meine Dienstzeit verflossen. Ich fühlte mich gewachsen etwas zu leisten, und empfand jetzt um so tiefer, als früher, die Folgen der leichtsinnigen Gutmüthigkeit meines Vaters. Dabei zog es mich in die Heimath zurück und obschon ich fühlte, daß sich dorten nur mein Mißbehagen vermehren würde, folgte ich dennoch dem unwillkürlichen Zuge. Ich besaß fast nichts mehr. Das wenige mütterliche Vermögen, welches aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet wurde, war verbraucht und ich mußte mich entschließen, als Knecht einstweilen in Dienst zu treten, bis sich etwas anderes für mich fände und man auf meine Kenntnisse so viel Vertrauen setzen würde, daß ich vielleicht eine Aufseherstelle auf einem größeren Gut übernehmen könnte. War ich doch schon als Knecht im Stande allerlei auszuführen, worüber ich während meiner Lehrzeit gebrütet hatte. In dieser Stimmung kam ich an unserem früheren Besitzthum vorbei. Es hatte sich daran nur wenig verändert. Vor dem Hause saß ein schon bejahrter Mann mit einem wohlwollenden und dabei ehrenhaften Ansehen. Er schaute der unter-

gehenden Sonne nach und ein Mädchen von ohngefähr 15 Jahren brachte ihm seine Pfeife. Er dankte ihr so gütig und liebevoll, daß ich, als sie wieder ins Haus zurückging, Vertrauen zu ihm faßte und mein Anliegen vortrug. Er antwortete freundlich, sagte, daß ihm vor einem halben Jahre seine Frau gestorben wäre, er selbst auch nicht mehr so recht fort könne und manches, was er früher selbst besorgt habe, jetzt Andern überlassen müsse, mit welchen er aber sehr oft nicht zufrieden gewesen wäre. Er bemerkte, daß er sich einen thätigen und treuen Burschen, dem er sein Geschäft zum Theil übertragen könnte, schon längere Zeit gewünscht habe, ich gefiel ihm und so wollte er es mit mir probiren. Wenn ich etwas nothwendig hätte, so wolle er dafür sorgen. Den Lohn würde er später bestimmen. Wer war froher als ich? Ich war im väterlichen Hause, und wie ich sogleich sah, wohl geborgen, bei ordentlichen Leuten und in einer Stellung, die ich als Knecht nicht so leicht sonst wo hätte finden können. Mit Freude ging ich des anderen Tages an die Arbeit.

Zuerst musterte ich, mit Bewilligung meines neuen Herren, alle mir noch wohlbekannten Felder und die Räume im Hause, so weit sie zum Geschäfte gehörten. Von irgend einer neueren Verbesserung sah ich keine Spur, dagegen war das Gewöhnliche ziemlich gut besorgt, und obschon keine Hausfrau mehr die Wirthschaft überwachte, hatte die Tochter doch schon so viel von ihrem waltenden Ordnungsgeiste aufgenommen, daß, obgleich sie noch so jung war, man das Wirken der Mutter weniger, als sonst gewöhnlich, vermißte. Sie

war früh und spät hinter allen ihren Obliegenheiten her und mit einem Eifer und Ernste, welcher uns allen um so besser gefiel, als das Gesinde, wenn auch viel von ihm gefordert, sehr gut gehalten wurde.

Ich fand sogleich, daß in dem Feldbau, in der Behandlung des Düngers gar manches zu verbessern war, hütete mich aber wohl mit der Thüre ins Haus zu fallen und hoffte später mehr wirken zu können, wenn ich einmal das Vertrauen meines Wohlthäters besäße. Dieser beobachtete mich scharf, schien aber zufrieden und daß er es war, zeigte er mir nach einigen Wochen, als er mir einen Lohn festsetzte, wie ich ihn kaum erwarten durfte. Auch ward er jeden Tag zutraulicher, berieth am Ende alles mir mir, und so gestaltete mein Verhältniß sich immer angenehmer.

Nun fing ich an, ihn auf die mangelhaften Pflüge, welche wir führten, aufmerksam zu machen. Ich erzählte ihm, wie man eine weit bessere Ackerbehandlung mit dem Schwerzischen oder den neuen Hefftischen Pflügen einführen könne, und daß diese dabei für Menschen und Vieh leichter gingen, daß solche ohne einen Vorkarch geführt werden müssen, daß man sie aber gerade deßwegen viel leichter handhaben und besonders zwischen Bäumen mit weit größerer Leichtigkeit durchkommen könne, daß sie auch gerade deßhalb, weil sie keinen Vorkarch hätten, leichter für das Zugvieh gingen. Dies wollte ihm lange Zeit nicht einleuchten. Endlich aber, als der landwirthschaftliche Verein dergleichen Pflüge um einen ermäßigten Preis ausbot, ließ er einen kommen. Das ganze Haus war auf die

erste Probe damit gespannt. Die Knechte, der Kuhmelker, sogar die Mägde mischten sich in die Sache, schüttelten die Köpfe und lachten und spotteten hinter meinem Rücken über den einfältigen Menschen, der etwas Neues einführen wolle, wo doch der alte Pflug so prächtig gegangen und immer gut genug gewesen wäre. Und vollends mit einem solch unbeholfenen Ding ohne Räder könne man gar nichts anfangen.

Endlich kam die Zeit, in welcher der Boden trocken genug zur Pflugarbeit war. Die Pferde wurden vorgespannt, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, das neue Werkzeug vorzuführen. Die erste Furche war gerade und rein abgeschnitten, der erste Pflugstreif, obschon noch etwas stehend, war weit besser gewendet und die Pferde liefen noch einmal so leicht als sonst. Jetzt standen die Lacher und Spötter stumm und verdutzt da, bei der zweiten Furche konnten sie aber die schöne und regelmäßige Arbeit nicht mehr verläugnen. Nun wollte jeder selbst pflügen; da gab es aber manchen Spaß. Da sie gewohnt waren, auf die Sterzen zu drücken, und dies mit der einzelnen Sterze des Pfluges auch thun wollten, so geberdete sich dieser wie ein gut dressirtes Pferd, wenn ein Ungeschickter es reiten soll. Er sprang entweder heraus oder schüttelte seinen Führer tüchtig durch, so daß dieser aus Leibeskräften zu heben hatte, um nicht umgeworfen zu werden. Jetzt ging der Tanz von Neuem los, der eine tadelte den Mangel an Rädern, der andere behauptete, der Pflug müsse zwei Sterzen haben, wenn er ordentlich gehen sollte. Ich ließ sie plaudern, nahm aber den

Pflug wieder zur Hand und dieser ging alsdann wieder ruhig und machte die schönste Arbeit. Endlich erklärte ich die Führung und zeigte, wie man gar nicht nothwendig habe, das Werkzeug in den Boden zu drücken, und wie der Pflug, wenn man ihn gehen ließe, mit einer Hand nur in dem Gleichgewicht gehalten zu werden brauchte, damit er nicht auf eine oder die andere Seite wanke und ungleiche Furchen mache. Nach und nach wurde die Sache begriffen und allmählig legte sich der Widerwille. Ueber einen Burschen mußte ich am Ende selbst lachen. Dieser war ein Feind aller größeren Anstrengung, und das Eindrücken des Wendepflugs war ihm von je her zuwider. Er ließ sich von mir die Leitung zeigen und begriff sehr bald, wie er sich dabei schonen könne. Daher machte er sich an das Einüben, und da er sonst geschickt war, so kam er bald damit zu Stand. Jetzt wollte er den Pflug nicht mehr hergeben; dies ärgerte die Andern und so kamen sie am Ende dermaßen hintereinander, daß mein Prinzipal, welcher sich übrigens von dem Vortheil desselben selbst überzeugt hatte, noch mehrere anschaffen mußte. Nach einigen Wochen verkaufte er alle seine Wendepflüge bis auf einen, welchen er auf meinen Rath behielt. Es waren nämlich bei dem Gut mehrere abhängige Felder. Wenn die Erde heruntergebaut war, so mußte sie mit Körben wieder auf die Höhe getragen werden, was langweilig und kostspielig war. Nun ließ ich statt dem einfachen Wendebrett ein Streichbrett fertigen, welches eine solche Wölbung hatte, daß sich dasselbe gegen die beiden Seiten hin,

ganz gleich verhielt, es mochte auf die rechte oder die linke Seite eingesteckt werden. (Jetzt haben wir den Wenderuchadlo, bei welchem das Umstellen weit einfacher ist.) Mit diesem ließ ich die abgebaute Erde hinaufschaffen, indem ich, anstatt sie den Hang hinunter, gegen den Berg zu warf, was vermittelst des gebogenen Rüsters sehr gut von Statten ging. Auch dieses gefiel meinem Prinzipal sehr wohl und er sah, daß er sich an mir nicht gerade vergriffen, und dem, was ich erlernt hatte, vertrauen durfte.

In besonderes Ansehen kam ich aber noch durch folgende Begebenheit. Der landwirthschaftliche Verein veranlaßte eine Pflugprobe, und bot den besten Pflügern als Preis silberne Uhren, auf welchen in einer passenden Aufschrift stand, daß sie als Preis für gute Pflugführung gegeben wurden. Ihr wißt, daß eine solche jetzt noch an meinem Bette hängt, die ich um keinen Preis verkaufen würde. Mein Prinzipal erlaubte mir die Pflugprobe mitzumachen und ich brachte diese Uhr mit einer schönen Fahne, als einen der ersten Preise nach Hause. Die Fahne kennt ihr ebenfalls. Was mich besonders noch bei der Sache rührte, war die Freude des alten Mannes über meine Geschicklichkeit. Kein leiblicher Vater hätte sich mehr über seinen Sohn erfreuen können. Die Folge dieses Vorfalls war mir aber noch angenehmer. Ich durfte jetzt manche andere Verbesserung vorschlagen und fand stets ein williges Gehör.

Joh. Knapp veranlaßt vielerlei Verbesserungen, und steigt dadurch immer mehr im Vertrauen seines Herrn.

Der Dünger war für den gewöhnlichen Bauern wohl gut genug behandelt, aber lange nicht nach seinem wahren Werth gewürdiget. Der Pfuhl wurde gar nicht gebraucht, sondern lief von dem Mist ab in ein Bächlein, das auf eine weiter unten gelegene Wiese geleitet war, die dadurch in eine solch übermäßige Geilheit gerieth, daß das darauf wachsende Futter kaum gebraucht werden konnte, während bei weitem die größte Menge der düngenden Theile mit dem Wasser fortlief und dem Gute verloren ging. Man kann dergleichen Einrichtungen noch hie und da bei unseren Bauern sehen. Aus den Ställen waren die Rinnen, um die Jauche auf die Miststätte zu leiten, sehr mangelhaft. An ein Jauchbehälter oder an eine Pfuhlpumpe hatte man noch nicht gedacht.

Die ganze Geschichte war mir schon längst ein Dorn im Auge, aber ich getraute mich nicht daran zu rütteln, um nicht alle über den Hals zu bekommen, und meinen Prinzipal, der eine vortreffliche Einrichtung gemacht zu haben glaubte, nicht zu erzürnen. Jetzt aber, im Bewußtsein meines Verdienstes, faßte ich mir ein Herz, und erbot mich zu einer Aenderung der Miststätte mit dem Zusatze, daß ich die Kosten da-

von mir an meinem Lohne abziehen lassen wolle, wenn kein Vortheil dabei herauskäme. So viel war bereits gewonnen, daß sich keiner der Knechte mehr getraute, mitzureden und der Alte mir allein gegenüber stand. Er ging aber sogleich auf meinen Vorschlag ein und die Sache ward ungesäumt ins Werk gesetzt.

Zuerst ließ ich die Ställe neu pflästern und ihnen den Ablauf so geben, daß sich die Jauche in den einen Canal sammelte, durch welchen sie der Düngerstätte zugeführt wird. Dieser Canal ist, wie ihr wißt, mit Dielen bedeckt, um ihn ohne Mühe reinigen zu können. Die Miststätte ließ ich an den Seiten etwas höher als den Boden aufmauern und die Mauern mit Steindeckel belegen. Der Boden ward gepflästert und erhielt die Neigung gegen den neuausgegrabenen, großen Pfuhlbehälter, in welchem sich die Jauche zum Düngen für 5—6 Morgen ansammeln kann, damit man nicht nothwendig hat, sie zur Unzeit auszuführen. Auch den Canal von den Abtritten ließ ich damals in den Jauchebehälter führen, der auch noch mit einem Dachkandel dermaßen in Verbindung gesetzt wurde, daß sein Wasser nach Bedürfniß in die Abtrittsgrube geleitet werden kann, damit es den Koth aufweiche und als flüssigen Dünger in den Pfuhlbehälter führe. In den Pfuhlbehälter ward eine zweckmäßige Druckpumpe gestellt, theils um den Dünger bespritzen zu können, theils um den Pfuhl mit Bequemlichkeit in Fässer füllen zu können. Neben der Düngergrube wurde der Behälter für Erde angelegt, um solche, wenn man gerade Zeit hat, einführen zu können. Euerem Groß-

vater gefiel die Einrichtung; als ich aber ein Faß kaufte, um den Pfuhl ausführen zu können, als ich Erde einführen ließ, um den Dünger damit zu bedecken, schüttelte er den Kopf und hatte allerlei Zweifel. Der Pfuhl meinte er, würde die Bäume auf dem Felde verderben und sie grindig machen. Er würde auch die Gewächse todtbrennen. Die Erde aber auf den Mist zu streuen, wäre völlig unnütz. Man mache nur den Mist schwer und vermehre sich die Arbeit durch Hin- und Herfahren. Es wäre ja auf den Aeckern auch Erde, welche dieselbe Wirkung auf den Dünger hätte, wie die auf der Mistgrube. Das wäre eine Neuerung, die ein Gelehrter am Schreibtische ersonnen habe, aber kein Bauer, der seine Sache verstünde.

Ich wendete dagegen ein, daß es ganze Gegenden gäbe, in welchen sie die Jauche ohne Rücksicht auf die Bäume, auf das Feld führten. Ja, es gäbe Gemeinden, in welchen es gebräuchlich ist, des Winters Pfuhl an die Bäume selbst zu führen und sie auf diese Art zu düngen. Ebenso gäbe es Weinbauorte, in welchen man die Reben mit Jauche dünge und großen Nutzen davon habe. Wahr ist es freilich, daß die Jauche sehr übel wirken kann, aber nur, wenn man sie ungeschickt anwendet. Dies kann auch Anlaß gegeben haben, daß es hier und da noch für schädlich, wenigstens für unnütz gehalten wird. Die Ursache davon ist der Ueberfluß an Ammoniak, welcher Stoff zwar eines der bedeutendsten Pflanzennahrungsmittel ist, aber, wie der Branntwein, der, wenn er in geringem Maße genossen wird, den Mann erwärmt und erfrischt, ihn bei zu starkem Ge-

brauch aber hinrichtet, in zu großer Menge und besonders wenn die Hitze seine rasche Entwicklung und Verflüchtigung begünstiget, die Gewächse verbrennt und verdirbt. Daher muß die Jauche entweder ein gewisses Alter haben, in welchem, freilich zum Schaden des Bauern, der Ueberfluß des Ammoniaks in die Luft entwichen ist, oder man muß den Pfuhl mit Wasser verdünnen, damit dieses das Ammoniak verschlucke, oder man wirft Gyps oder Eisenvitriol oder auch reine Schwefelsäure hinein, welche das Ammoniak in sich aufnehmen, und, weil es sich alsdann nicht mehr so leicht verflüchtigen kann, seine ätzende Wirkung vermindert. Auf allen Fall sollte man die Jauche aber nur bei Regenwetter aufführen, wo dieselbe niemals zerstörend wirkt.

Das Erdstreuen auf den Mist kostete mir mehr Mühe zu vertheidigen, weil hierzu einige Kenntniß des Verhaltens und der Einwirkung der verschiedenen Stoffe gehört, die der gewöhnliche Bauer nicht hat, und, weil er sie nicht mit Händen greifen kann, auch nicht einsieht. Es spielt auch hier wieder das Ammoniak eine Hauptrolle. Denkt euch einmal einen Misthaufen, der zu gähren anfängt. Er wird immer wärmer und gibt einen stechenden Geruch von sich, der von dem sich durch die Wärme entwickelnden Ammoniak herrührt, wenn dieses sich in die Luft verflüchtiget, wobei es rein verloren geht. Wird der Haufen, ohne daß man ihn befeuchtet, sich selbst überlassen, so nimmt die Hitze und mit ihr die Verflüchtigung zu, bis alles eine mürbe, weißliche Masse wird, wo dann der Bauer sagt, der Mist ist verbrannt und verdorben. Das Ammoniak hat

die Masse zerstört und mit ihm ist auch noch eine andere flüchtige, sehr düngende Substanz, die Kohlensäure davon gegangen.

Befeuchtet man den Mist während der Gährung, so nimmt das Wasser von diesen Stoffen eine größere Menge auf, mäßigt auch die Wärme, und der Dünger kömmt in den sogenannten speckigen Zustand, wobei aber noch eine große Menge flüchtiger Stoffe verloren geht, da die Feuchtigkeit sie nicht alle aufnehmen kann. Wirft man aber Erde darüber (nicht reinen Sand, wie es Manche thun), so enthält diese Theile, welche die sich entwickelnde Ammoniak- und Kohlensäure in sich aufnehmen, verschlucken und zurückhalten. Dies ist aber noch nicht Alles. Ich habe früher schon gesagt, daß alle Pflanzendüngerstoffe nur, wenn sie in Wasser auflösbar sind, ihre nährende Wirkung äußern. Nun finden sich in der Erde eine Menge von Stoffen, welche in ihrem jetzigen Zustande vom Wasser nicht aufgenommen werden können, daher ganz wirkungslos sind. Kommen sie aber mit Ammoniak und Kohlensäure zusammen, so werden sie von diesen auflösbar gemacht. Sie bleiben nicht mehr Erde, *sondern nehmen die Natur und Eigenschaft von jenen Stoffen an, welche im auflöslichen Zustande bereits im Miste enthalten sind, sie werden wirklicher Dünger und vermehren die Masse, so wie die Wirkung des Mistes gerade so, als wenn sie, wie dieser, durch den Thierkörper gegangen wären.* Daher findet man in solchem mit Erdstreu behandelten Dünger nicht mehr die Erde

selbst, sondern eine fette, speckige Masse, wie ihr dies schon oft selbst gesehen habt. Eine ähnliche Wirkung äußert der gährende Dünger wohl auch auf dem Felde, da er sich aber daselbst nicht so erwärmen kann, als in größerer Masse, so ist sie weit langsamer und schwächer.

Es ist also ganz falsch, wenn man glaubt, man führe Erde auf den Mist und wieder mit ihm hinaus. Man bringt im Gegentheile einen bedeutenden Theil davon als wirklichen Dünger auf das Feld zurück.

Euer Großvater ließ sich endlich überreden, und jetzt wurde der Mist regelmäßig behandelt, gehörig ausgebreitet, und wenn eine Lage vollendet war, mit Erde überdeckt und darauf gepfluhlt. Bei dem ersten Ausfahren überzeugte er sich von der vortrefflichen Qualität des Düngers und wunderte sich, wo die viele Erde hingekommen sei. Nur einigen dummen Knechten gefiel die Sache nicht, weil der Mist so schwer wie ganz verfaulter, auch eben so mühsam zu laden wäre. Natürlich wurden diese nicht gehört. Als aber das Anschlagen des Erddüngers, der gute Stand der Feldfrüchte darauf bemerkt wurde, da stieg mein Ansehen und das Vertrauen auf mich. Gegen das Jauchefahren wurde ebenfalls nichts mehr eingewandt. Ich ließ im Winter die geringeren Kleefelder, die Spelzäcker, die zu Tabak bestimmten Mistfelder mit Jauche überfahren. Die Dickrübenfelder wurden damit angegossen, die gelbe Rüben nach der Getreideerndte überpfuhlt, und es zeigte sich, daß man noch weit mehr Jauche hätte brauchen können, wenn man sie nur gehabt hätte. Der Hofbauer war auch ganz damit zufrieden, wie ich

später in die Mistgrube noch zwei gleiche Abtheilungen anbringen ließ, um immer einen Theil gefüllt und mit Erde bedeckt, noch einige Wochen gähren zu lassen, damit der Mist mölichst gleichartig würde.

Große Freude gab es im Hause als wir für die Herstellung dieser Grube und für unsere Düngerbehandlung vom landwirthschaftlichen Vereine einen nicht unbedeutenden Geldpreis erhielten. Der Großvater gab Allen im Hause etwas zum Besten, und zwar aus eigenen Mitteln. Den Preis vertheilte er aber unter das Gesinde, damit es später bei solchen Neuerungen um so lieber mithelfe.

Die Düngergrube ward aber nachher von vielen Oeconomen eingesehen und sehr gelobt. Auch die benachbarten Bauern kamen, sahen sich die Sache an, rümpften klug die Nase und sprachen: der kann's machen, der hat Geld. Nur wenige ließen sich herab, mit der Düngerverbesserung den Anfang zu machen, und erst nach langer Zeit verbreitete sich dieselbe, als deren Vortheile zu klar am Tage lagen, so daß auch der hartköpfigste Esel keinen Zweifel mehr hegen konnte.

Ein zweiter Hauptpunkt, für den ich sorgte, war die Vermehrung des Futterbaues. Wir hatten zwar keine regelmäßige reine Brache mehr, aber doch blieben alle Jahre einige Felder liegen, weil man sie nicht düngen konnte. Sie wurden dann den Sommer über gut gebaut und mit Winterung eingesät. Im Anfang dachte ich diese Brachfelder in der Art zu verbessern, daß ich sie mit Wicken, auch mit Rübenreps, einbaute, und diese im grünen Zustand unterpflügte. Auf solche

Art erhielten sie doch etwas Nahrung und der Vortheil zeigte sich in besser stehendem Getreide. Aber nicht damit zufrieden, vermehrte ich den Kleebau, und zwar, indem ich gute Felder in Luzerne niederlegte, die geringeren aber, dazu noch geeigneten, mit rothem Klee besäete. Es gab dadurch eine bedeutende Menge von Futter mehr, und da dies von dem vorhandenen Vieh nicht mehr verzehrt werden konnte, aber als Dünger auf dem Gut zurückbleiben und nicht verkauft werden durfte, so war die Vermehrung des Viehstandes von selbst gegeben. Es mußte die Stallung vergrößert werden, woran der Hofbauer lange nicht gehen wollte. Endlich willigte er ein und bei diesem Stallbau wurden ebenfalls Verbesserungen angebracht. Es war uns nämlich bekannt, wie leicht die mit Stückhölzer versehenen Stalldecken dem Verfaulen unterworfen sind, und wie wenig die gewöhnlichen Abzüge wirken. Ich ließ die untere Seitenkante der Balken mit getheerten Latten beschlagen und auf diese Backsteine gegeneinander aufstellen. Der obere Raum zwischen den Balken ward mit grobem Sand gefüllt und ausgestrichen. Dadurch gab es eine feste Decke, welche warm hielt und nicht so leicht faulte, als der auf die Stückhölzer übertragene Lehm, wie dies die gewöhnliche Art der Stalldecken ist.

Den Dunst von der Decke abzuhalten, ließ ich in den Stallmauern Abzugsröhren anbringen, welche jedoch nicht oben, sondern 3—4 Fuß vom Boden ihre Oeffnungen hatten, aber bis über das Dach zogen. Die warme Stallluft steigt nun durch dieselbe hinauf

und reißt den feinsten Dunst mit sich fort, kann daher nicht ihre Feuchtigkeit der Decke mittheilen, und diese zur Fäulniß bringen, wie man dies bei so vielen oben angebrachten Luftlöchern sieht. Aber deßhalb müssen die Röhren mit Cement ausgemauert oder von Krugmasse gearbeitet sein, sonst schlägt die Feuchtigkeit durch die Mauern. Ihr wißt am Besten, wie trocken hierdurch die Stalldecke bleibt, und daß sich während der vielen Jahre, seit sie gefertigt worden ist, noch keine Fäulniß der Balken gezeigt hat. Doch genug hiervon.

Mit der Vermehrung des Viehes fragte es sich auch noch, wie dasselbe am Besten zu benutzen wäre. Die Nähe der Stadt bot eine gute Gelegenheit zum Milchverkauf. Dieser ward eingerichtet, und ihr wißt, daß derselbe jetzt noch einen sehr bedeutenden Theil unserer Einnahme ausmacht, welche mehr als das zur Haushaltung nothwendige Geld beträgt. Wie aber eines dem andern die Hand gibt, so mußte nun auch für ein saftiges Winterfutter gesorgt werden. Jetzt kam die Reihe an die Vermehrung des Dickrübenbaues, während wir auch einige Felder mit weißen Gelbrüben zum Pferdefutter anpflanzten. Die durch alles dieses vermehrte Düngererzeugung veranlaßte auch zu dem Anbau von Tabak und Hanf, und die damals nur versuchsweise betriebenen Culturen sind seither zu guten Einnahmsposten geworden. Der Getreidebau ward durch die Verwendung von der größeren Hälfte des Ackerlandes zu Futter- und Handelsgewächsen jedes Jahr beschränkter, aber wir erhielten dennoch mehr

Getreide als früher, weil die Felder besser im Stand waren.

Außer dem vermehrten Düngerzustand half aber auch wesentlich noch der bessere Bau der Felder selbst. Die Schwerzischen Pflüge zeigten bald ihre Wirkung, und namentlich führten wir auch das Umpflügen der Felder vor Winter ein, welches früher gar nicht gebräuchlich war. Dies wirkte wesentlich auf die Verwitterung und Auflöslichmachung der Bodenbestandtheile und ersetzt, wenigstens zum Theil, den Erfolg, welchen man durch die Brache bezweckt.

Bei allen diesen Dingen hatte der Großvater immer die Angst, daß sich das Unkraut immer mehr vermehren müßte. Als er aber, bei dem stärkeren Bau mit der Hacke, das Gegentheil fand, ward er mit mir immer zufriedener. Er trat sogar in den landwirthschaftlichen Verein, damit ich die von demselben ausgehenden Blätter lesen könnte. Auch schaffte er, gegen seine frühere Gewohnheit einige gute landwirthschaftliche Werke an. Wir lasen des Abends gar manchmal miteinander und unterhielten uns über das Gelesene, wobei Alle die Zeit angenehm zubrachten und auch immer etwas lernten.

Wie sich Joh. Knapp in die einzige Tochter seines Hofbauern verliebt, und wie ein braves Bauernmädchen in Haus und Hof wirken soll.

Euere Mutter saß oft mit dem Strickzeug dabei, wenn wir zusammen irgend ein Buch lasen und hörte zu. Sie war ein schönes, schmuckes Mädchen geworden. Aber nicht allein an ihrem Leib, sondern auch an ihrer Seele hatte sie sich auf eine Art ausgebildet, die einem jeden Mädchen zu wünschen wäre. Die Häuslichkeit und Pünktlichkeit im Geschäfte, welche uns Allen so sehr an ihr gefiel, hatte sie von ihrer Mutter geerbt, dabei war sie so freundlich und sanft, und leitete die ihr obliegenden Arbeiten mit einer solchen Umsicht und Ruhe, daß es eine Freude war. Sie kleidete sich immer reinlich, an den Sonntagen selbst elegant, blieb aber stets bei ihrer Bauerntracht und verschmähte es, den Putz der Städterinnen nachzuahmen, welcher ihr zwar an diesen gefiel, aber für ihren Stand und Gewerbe nicht passend schien. Ihr eigenes Stübchen war ein Muster von Zierlichkeit. Hierher hatte sie manches angebracht, was zur Annehmlichkeit des Lebens eines nicht ungebildeten Mädchens gehört. Hier saß sie auch öfters bei Fertigung

weiblicher feinerer Handarbeiten, doch aber nur, wenn es die Haushaltungsgeschäfte zuließen. Sie verschönerte durch sie das Leben des Vaters, ohne daß dieser gerade eine besondere Sorge dafür gewahr wurde und irgend ein Gewicht darauf zu legen, war nicht in ihrer Natur. Obschon alles in größter Ordnung war, hörte man sie nie sich damit brüsten, und darin war sie ganz anders wie so viele Frauen, die ihre Haushaltung beständig im Munde führen, dabei aber die Mägde gewähren und die Schlamperei Meisterin werden lassen.

Eine große Freude hatte sie an dem Blumengarten, welchen ich ihr anlegte. Nachher pflegte sie ihn selbst und pflanzte die neusten und schönsten Blumen, welche sie durch eine Freundin aus der Stadt erhielt. Ich durfte ihr manchmal helfen, und da ich nicht lange sein konnte, ohne Projekte zu entwerfen, so schlug ich vor, den schönen Baumgarten anzulegen, den ihr als Fortsetzung unseres Hausgartens kennt, und welcher manche Jahre einen so großen Ertrag abwirft. Sie trug die Sache ihrem Vater vor, welcher ihr mit Vergnügen alles bewilligte und ihr zum eigenen Gebrauch den Ertrag des Obstgartens scherzweise zusprach, wenn er einmal tragen sollte. Er dachte nicht daran, daß die Fähigkeit dazu so bald eintreten würde. War es unter diesen Umständen zu wundern, daß ich zu dem schönen und lieblichen Mädchen eine besondere Neigung faßte, obschon ich mir selbst eine eigentliche Liebe nie gestehen wollte, da der Abstand zwischen mir armem Menschen und der reichen Bauerntochter viel zu groß erschien. Doch fühlte ich im innersten Herzen, daß ich auch ihr

nicht gleichgültig wäre, obschon sie mehr und mehr spröde that. Aber ich sah ihre verstohlenen Blicke, ich erkannte alle Aufmerksamkeiten, welche sie mir, ohne daß es den Schein haben sollte, erwies, aber ich ehrte den Grund ihres Betragens, welches offenbar dahin ging, mir keine Hoffnung zu erwecken, da sie nicht glaubte, daß der Vater so leicht seine Einwilligung zu einer Verbindung mit mir gäbe.

Ja Alte, du brauchst dich jetzt nicht zu zieren. Du warst ein fetter Bissen für alle reichen Söhne der Nachbarschaft, ich merkte aber wohl recht gut, wie du sie ferne zu halten verstandest. Dies gab mir Muth und am Ende selbst Hoffnung, daß künftig vielleicht mein sehnlichster Wunsch erfüllt werden könnte. Daher ließ ich in keinerlei Art von Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Gutes nach, im Gegentheil ich ward immer mehr dazu angefeuert. Mit aller Qual der Ungewißheit im Herzen, erinnere ich mich doch sehr gern dieser Zeit des Zweifelns und Schaffens.

Joh. Knapp verbessert die Wiesen, Weinberge und noch einige andere Ackerbaugegenstände.

Wir hatten sehr schön gelegene Wiesengründe. Nach alter Manier wurden sie immer vor Winter mit Dünger überfahren und derselbe im Frühling abgerecht. Dabei ließ man das Wasser des Baches ruhig neben daran hinunterlaufen. Ich suchte die Nachbarn zu einer gemeinsamen Wässerungsanlage zusammen zu bringen, aber vergeblich. Keiner wollte etwas davon wissen und lieber den Dünger, wie seither verschwenden, während sie hier mit dem Niederschlag des Wassers einen besseren Erfolg erzielen und den Mist auf ihre Güter nur zu gut hätten brauchen können. Ich wandte mich an die Verwaltungsbehörde des Bezirks und dieser gelang es endlich, so viele Wiesenbesitzer unter einen Hut zu bringen, daß doch ein einzelner Wiesencomplex bewässert werden konnte. Mein Prinzipal ward als Vorstand gewählt, und unter dessen Namen hatte ich das Ganze zu besorgen. Leider war der Ortsvorsteher zwar mit einem Herrenrock bekleidet, seiner Gesinnung nach aber so wenig einer Verbesserung zugänglich, wie der geringste Bauer. Dieser suchte die Wässerung, wo nur möglich, herabzusetzen, spottete darüber, und als Folge davon blieb sie trotz

aller angewandten Mühe unvollkommen, indem die Wiesenbesitzer keine Wassergräbchen anlegten, aber dabei immer klagten, daß sie auf ihre Wiesen kein Wasser erhielten.

Wir hatten sie auf unsern Wiesen sogleich angelegt und empfanden den Vortheil davon, den Jeder hätte theilen können. Aber nun ging der Tanz erst recht los. Sie glaubten, daß das Ganze zu unserem Vortheil ersonnen wäre, und anstatt zu einem Zwecke zusammen zu helfen, ward von allen Seiten chicanirt, geschimpft und der geringe Wässerlohn nur mit der größten Mühe eingetrieben. Nur Einzelne sahen den Vortheil ein und ahmten uns nach. Bei Verkäufen von solchen Wiesen kamen diese ungeheuer theuer zu stehen. Auch dies half nichts. Die Leute stellten sich wahrhaftig an, wie gewisse Affen in Afrika, die, wenn sie ein verlassenes Feuer finden, sich an demselben behaglich erwärmen. Keinem fällt es aber ein, Holz nachzulegen, so wenig wie es einem ächten Bauer von altem Schrot und Korn einfällt, seine Wiese ebenfalls in guten Stand zu bringen, wenn er nur einige Tage auf Anlegung und Ausheben von zweckmäßigen Wassergräbchen verwenden würde.

Ihr wißt ja selbst, daß auch noch jetzt viele der Leute nicht gescheidter geworden sind und daß trotz dem gestiegenen Heupreise, noch immer fast nichts auf den Wiesen geschieht.

Aber mit der Wässerung unserer Wiesen war ich nicht zufrieden. Ich berechnete, daß sie seit Jahrhunderten immer nur hergeben mußten, ohne, außer dem

geringen Dünger, etwas davon zurückzuerhalten, daß sie daher an auflöslichen mineralischen Bestandtheilen arm genug sein müßten. Diese beschloß ich zu ersetzen und wählte dazu Seifensiederasche, welche solche in ziemlicher Menge enthält. Um diese aber auflöslich zu machen, kam sie zuvor in eine Grube und wurde öfters mit Jauche übergossen. Im Februar und März streute ich sie auf den Rasen. Gut wäre es gewesen, dem Haufen noch Knochenmehl, Guano und Beinschwarz aus einer Zuckersiederei beizumengen; ich hatte diese Materialien aber nicht bei der Hand. Nach dem Ausstreuen der Seifensiederasche ließ ich noch die Asche, welche wir aus den Hanfbrechlöchern erhielten, nachstreuen. Der Erfolg war auffallend und unsere Wiesen zeichneten sich vor allen andern aus. Statt sich ein Beispiel daran zu nehmen und Aehnliches zu vollführen, verkauften die Nachbarn aber ihre Asche um wenige Kreuzer, schrieen jedoch dabei über uns, die wir dies machen könnten, weil wir Geld hätten, obschon der Morgen auf meine Art zu düngen kaum 4—5 fl. kostete, und dieser Dünger gleich im ersten Jahre sich reichlich bezahlte.

Einen ähnlichen Handel hatte ich mit der Vertilgung der Zeitlosen, welche auf unsern Wiesen zu einer außerordentlichen Menge angewachsen waren. Ihr wißt, welche schädliche Wirkung dieses Gift auf die Kühe äußert und daß schon viele, die es aus Noth fraßen, zu Grund davon gegangen sind. Auch sind schon manchmal Kinder vergiftet worden, die mit ihren Samenkapseln, den sogenannten Kuheutern, spielten

und von den grünen Samenkörnern aßen. Man kann sie aber leicht vertilgen, wenn man die Pflanzen, wenn sie im Mai recht im Safte stehen, vorsichtig auszieht, worauf die Zwiebel verfault und nur noch einzelne Bruten erscheinen, die man im nächsten Jahre noch einmal auf dieselbe Weise vernichtet.

Als wir dies auf unseren Wiesen zuerst vornahmen, wurden wir weidlich verlacht, und noch jetzt zeichnen sich viele Nachbarwiesen durch ihren Reichthum an dieser Giftpflanze aus, weil die Leute zu starrköpfig oder zu faul sind, die Sache nachzumachen. Wir haben aber die Unannehmlichkeit davon in der Art, daß sich unsere Wiesen von Zeit zu Zeit wieder damit besamen und wir deßhalb das Ausziehen wiederholen müssen.

Einen gleichen Kampf hatte ich mehrere Jahre darüber, daß die Bauern ihr Heu nicht eher mähen wollten, als bis es halb dürr geworden wäre, denn sie behaupteten, die Wiesen müßten sich immer neu besamen. Daß sie dadurch zum größten Theil nur strohigte Halmen erhalten, und das Grummet viel zu spät anwächst, so daß an diesem ein guter Theil verloren geht, sahen sie nicht ein. Erst nach längerer Zeit fingen sie an, meine Art, das Gras in der Blüthe zu mähen, nachzuahmen, und jetzt hat sich das Heumachen in der Gegend wesentlich verbessert, wenn auch noch einzelne Dummköpfe nicht von dem alten Brauch abgehen.

Der Vernünftige muß übrigens sehr oft durch die Faulheit und den Unverstand der Menge leiden, denn es ist betrübend, daß diese noch immer überwiegend ist und zu allem Guten gezwungen werden muß; was

aber wieder oft nicht geschieht, besonders wenn die Ortsvorsteher die Gesinnung der Menge theilen. Leider ist dies nur zu oft der Fall, wo jene von dem großen Haufen erwählt werden und die Gemeindsbürger gewissenlos genug sind, bei deren Wahl nicht auf den Vortheil des Ganzen zu achten, sondern ihre Privatinteressen vorzuschieben. Ich halte dies für einen Hauptgrund von dem Zurückgehen ganzer Gemeinden, ja ganzer Distrikte. Denn die Besseren und Fleißigen werden am Ende muthlos, wenn sie sehen, daß sie die Faulheit und den Unverstand der Andern durch die ihnen zur Last kommenden höheren Beiträge und durch die im Gefolge sich stets einfindende Bettelei erhalten müssen, schwimmen im großen Strome des Verderbens mit, oder wandern aus, um der ewigen Plackerei zu entgehen.

Als ich zum ersten Mal unser Luzerne-Heu zum sichereren Trocknen auf Puppen zusammenwickeln ließ, gab es auch großes Geschrei. Dies wäre unnöthige Arbeit 2c. Man dachte nicht daran, daß, namentlich bei Regenwetter, das öftere Wenden und Umwerfen des Heues eine noch weit größere Mühe verursache und dabei fast alle Blätter zu Grund gingen. Ich wurde im Anfange selbst etwas irre, überzeugte mich aber bald von der Zweckmäßigkeit dieser Methode, und jetzt machen wir mit dem besten Erfolge alle Jahre unsere Kleepuppen. Bleibt das Wetter schön, so trocknen sie schnell und wir behalten alle Blätter, bei Regenwetter erhalten wir sie wenigstens in der Mitte der Puppen und während die Anderen fast nur gelbes Reisig einführen, sind unsere Heuwagen grün und blätterreich,

wenn auch hier mehr Abgang stattfindet, als bei trocknem Heuwetter, was wohl nicht anders sein kann, da die Oberfläche der Puppen doch immer mehr oder weniger vom Wetter leiden muß.

Wie ich die Reihensaat des Spelz, welche ihr als so vortheilhaft habt kennen lernen, nach und nach eingeführt habe, will ich euch doch auch erzählen. Zuerst glaubte ich, daß die Stellung in Reihen die Hauptsache wäre. Wirklich stellte sich der Spelz auch üppiger und lieferte stärkere Aehren. Später überzeugte ich mich aber, daß die Stellung in Reihen eigentlich erst dann vortheilhaft wäre, wenn man die Winterung zwischen den Reihen mit schmalen Häkchen durchzieht und dadurch den Boden auflockert und dem Einfluß der Atmosphäre empfänglicher macht. Nur bei Unkraut oder nicht regelmäßig stehenden Reihen lasse ich vorwärts hacken. Auch wirkt diese Bearbeitung mehr auf den Spelz als auf den Roggen, da dieser seine Wurzeln im Spätjahr schon ausbildet, der Spelz dies mehr im Frühjahre thut. Doch lohnt auch der Roggen durch größere Körner diese Arbeit. Die Nachbarn entsetzten sich davor wegen der Kosten. Aber eine langjährige Erfahrung zeigte mir, daß diese einen Thaler pr. Morgen nicht übersteigen. Ihr wißt am Besten, daß unser Spelz von allen Käufern am meisten gesucht und immer theurer bezahlt wird, als die von der Umgegend. Das Reihensäen läßt sich aber auch bei andern Gewächsen, namentlich Rüben, sehr gut anwenden und erleichtert überall die Hackarbeit. Ihr wißt, daß es bei dem Pflügen durch eine auf den Pflugkarch aufgesetzte

Säemaschine sehr leicht geht. Bei kleinen Feldstücken haben wir auch schon oft das Säehorn angewandt, welches ich durch den landwirthschaftlichen Verein habe kennen lernen.

Meine Verbesserungen bei dem Tabaksbau kennt ihr. Nach Holländer Art brechen wir Ende Juli oder Anfangs August die Sandblätter und erhalten dadurch eine schöne Art von Tabak, während unsere Nachbarn fast nur unnütze Grumpen bekommen. Dann brechen wir das sogenannte Erdgut, d. h. die unteren Blätter bis auf die oberen fünf, welche stehen bleiben und nachher so groß werden, daß sie fast doppelt so viel geben als die anderen. Auch bei dem Binden nach dem Trocknen bleiben diese Sorten getrennt. Auch habe ich das weite Einfassen auf den Schnüren eingeführt, sowie ein weiteres Hängen im Schoppen. Wir brauchen zwar etwas mehr Raum, der Tabak wird aber um so schöner und ich habe nie sogenannten Dachbrand gehabt, welcher unseren Nachbarn so oft die ganze Tabakserndte verdirbt.

Bei dem Hanfbau ward ich in der ersten Zeit von den Nachbarn, welche dazu eine Masse von Dünger verschwenden, geradezu verlacht. Es ward mir nämlich klar, daß der Hanf zur Bildung einer guten Faser, nicht sowohl flüchtige, sondern mehr auflösliche mineralische Bodenbestandtheile nothwendig habe. Deßhalb nahm ich keine frischgedüngten, sondern andere in gutem Stand befindliche Aecker, und überstreute diese tüchtig mit Gyps, auf welchen ich Pfuhl führte, um ihn auflöslich zu machen. Nach gutem Pflügen ward gesäet

und wieder Gyps überworfen. Dadurch erhielt ich mit wenigen Kosten einen Hanf, um welchen sich die Leute immer reißen, freilich aber auch noch deßhalb, weil bei unserm Hecheln alle Uebervortheilung des Käufers vermieden wird.

Als ich unsere Weinberge neu anlegte, hatte ich mit eurem Großvater mancherlei Händel. Er vertraute mir zwar vieles, aber die Neuerungen, welche ich dabei einführte, gingen doch viel zu sehr gegen die so lange eingewurzelten Vorurtheile, als daß er sich mit ihnen so schnell befreunden konnte. Schon bei dem Rotten gab es mancherlei Anstände. Man war gewohnt, überall gleich tief zu rotten. Ich richtete mich nach dem Boden und ließ auf manchen Stellen die gewöhnliche Tiefe nehmen, auf andern aber, auf welchen fruchtbare Bodenschichten in die Höhe zu bringen waren, tiefer ausheben. Bei andern mit festem undurchlassendem Boden ließ ich die Erde in den Rottschlägen noch so tief als möglich auflockern, und die alten Reben zur Erhaltung der Lockerung, manchmal auch Steine hineinwerfen, und mit diesen förmlich unterirdische Abzugsgräben für die zu große Feuchtigkeit anbringen.

Den Vortheil, welchen man jetzt mit Legen von Thonröhren zum Abzug des Wassers hat, kannte man noch nicht. Da gab es allerlei Einwendungen. Die Arbeiter stießen sich namentlich an der Verschwendung des schönen Rebholzes, welches man zum Brennen besser verwenden könnte; andere glaubten, daß die Rebwurzeln wegen den vielen Steinen zu Grunde gehen müßten und was des Unsinns mehr war. Auch

wegen der Tiefe, in welche ich den oberen, gebauten Grund brachte, hatte ich genug zu kämpfen. Diesen warfen sie ohne Unterschied auf den Grund des Rottschlags, und wenn dieser noch so tief war. Ich wollte ihn aber gerade unter den Wurzelsatz haben, damit die Wurzeln, so lange sie noch zart wären, die an der Luft auflöslich gewordenen verwitterten Bodenbestandtheile fänden. Mit der größten Mühe brachte ich dies endlich hin.

Wegen den Rebsorten hatte ich eben solche Kämpfe. Der Hofbauer war an seine Elblinge und Heunische gewöhnt, und behauptete, diese gäben den meisten Wein. Vergeblich setzte ich ihm auseinander, daß dies nur in einzelnen Jahren der Fall wäre und oft 5—6 dazwischen verstrichen, in welchen sie gar nichts trügen und in der Blüthe abröhrten. Gegen die gelben Ortlieber hatte er das Vorurtheil, daß sie zu leicht faulten. Daß man aber trotzdem den meisten Wein, und zwar fast in jedem Jahr erhielte, dieß wollte er nicht zugeben. Ich rechnete nämlich vor, daß wenn von 30 Ohm auch 10 wegfaulten, man doch immer noch 20 übrig behielte, während bei andern Sorten vielleicht im Ganzen und ohne Fäulniß nur 10 geerndtet würden. Das Vorurtheil kam aber auch daher, daß man einzelne Ortlieberstöcke zwischen den andern baute, die man nicht ihrer Natur nach behandeln konnte und deßhalb oft keine Trauben mehr zeigten, wenn die Lese eingetreten war. Die Rieslinge pflanzten sie auf die geringsten Lagen, weil sie dort am meisten trügen und den Sommerfrösten weniger ausgesetzt wären. Dies ist zwar

wahr, aber in 10 Jahren werden sie auf diesen Plätzen vielleicht einmal reif. Nach langem Hin- und Herstreiten wurde mir endlich freie Hand gelassen. Ich pflanzte jede Rebsorte allein und zwar immer an jene Stelle, welche ich dem Boden und der Reifezeit nach für die passendste hielt. Den Erfolg kennt ihr. Wir erhalten durch unsere Ortlieber auch in den geringsten Jahren einen brauchbaren Wein. In besseren geben ihm die Rieslinge und Traminer die nöthige Stärke und den angenehmen Geschmack, weßhalb unsere Weine immer gerne gekauft werden.

Den meisten Widerstand fand ich aber bei der Erziehungsart der Reben. Daß ich die Rieslinge und Ortlieber weder an Pfählen, noch Rahmen, sondern ganz ohne Holzstütze ziehen wollte, war den Leuten ganz unbegreiflich. Jetzt kennen sie den Erfolg und wir ersparen jährlich eine hübsche Summe, welche sonst für Wingertholz ausgegeben werden mußte. Ich war immer der Meinung, daß die hölzernen Rebpfähle so wenig als die Truder Trauben tragen, daß sie also unnöthig sind, wenn sich die schwächertriebigen Rebsorten von selbst stützen können, und wie dies sehr gut angeht, wenn man ihre Triebe nach der Blüthe einkürzt, und gegen Ende September die Reben oben zusammenbindet, wißt ihr so gut wie ich.

Daran denke ich aber noch immer, wie einige Wingertsleute ordentlich grob zu mir kamen und verlangten, ich sollte die gebräuchlichen Kammern aufschlagen. Sie könnten unter den Reben im kühlen Schatten arbeiten und hätten nicht nöthig, sich der

Sonnenhitze auszusetzen. Natürlicher Weise lachte ich sie aus und bemerkte, daß sie zwar nicht selbst einen guten Wein geben sollten, daß sie ihn aber doch gerne tränken. Dieser könne aber nicht auf einem kühlen, der Sonne unzugänglichen Boden wachsen. Wollten sie daher absolut im Schatten arbeiten, so müßten sie sich andere Weinbergbesitzer aussuchen. Sie gingen brummend von dannen. Ich muß aber doch bemerken, daß seither der Kammerwingerte immer weniger geworden sind.

Daß ich später den Ortliebermost nach dem Keltern nicht sogleich in die Fässer füllte, sondern einige Tage in Bütten vergähren ließ und den in die Höhe steigenden Schleim und Unreinigkeit abschöpfte, darüber schüttelten Viele die Köpfe. Auch wollte ihnen der doppelte Ablaß um Neujahr und im April keineswegs behagen. Der Wein würde matt und schlecht, meinten sie. Als aber diese Prophezeiung nicht eintraf, unser Wein immer gesund und frisch blieb und lieblich schmeckte, so fanden sie doch für gut zu schweigen, obschon es noch lange dauern wird, bis meine Methode Nachahmung findet.

Wie Johanes Knapp durch Fleiß und Treue die Tochter des Hauses von ihrem Vater als Ehefrau erhält, und wie sich dieses zugetragen.

Trotz allen zwischenfallenden Erörterungen ward ich unserem Hofbauern immer unentbehrlicher. Er sah, wie alles gedieh und war zufrieden. Daß seine Tochter mir auch nicht weniger geneigt wurde, ist begreiflich. Ich trug zwar meine Freude so wie mein Leid im Stillen, hatte jedoch keine Hoffnung, meinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, weil ich immer fürchtete, der Vater gäbe zu unserer Verbindung seine Einwilligung nicht und ich käme, wenn er etwas von meiner Neigung erführe, aus der Nähe der Geliebten. Endlich mußte aber doch die Geschichte zum Durchbruche kommen. Es bewarb sich nämlich ein reicher, junger und sehr braver Bursche von einem ohngefähr 6 Stunden vom Hofe entfernten Dorfe förmlich um die Hand des Mädchens. Dem Vater war dieser Antrag nicht unerwünscht, da er die Verhältnisse der Familie kannte. Doch gab er noch keine Zusage, bis er mit der Tochter geredet habe. Dies geschah eines Abends. Sie war auf das Tiefste ergriffen und bat sich Bedenkzeit aus. Damals war es, daß sie mich aufsuchte, mir ihr Herz eröffnete und unter Thränen ihre Liebe zu mir gestand. Wir überlegten, was zu thun sei. Aber alle Winkelzüge

waren uns verhaßt. So kamen wir überein, daß Marie des andern Morgens dem Vater ihre Gefühle offenbaren, seiner Liebe zu ihr aber die Entscheidung über ihr Schicksal anheimgeben sollte. Die darauf folgende Nacht war die schrecklichste meines Lebens. Ich hatte jetzt die Gewißheit, daß von der Entscheidung des Vaters nicht allein all mein Lebensglück, sondern auch dasjenige eines Wesens abhängen sollte, welches ich mehr liebte, als mich selbst. Durch brünstiges Gebet zu Gott, welcher mich armen Menschen seither so sichtbar zum Glücke leitete, fand ich einige Zeit lang Beruhigung. Dann fing mich aber wieder der Abstand zwischen meiner Armuth und der reichen Bauerntochter an so zu drücken, daß ich glaubte das Herz müsse mir im Leibe zerspringen. Einige Augenblicke lang gründete ich eine Hoffnung auf den biederen, ehrenwerthen Charakter des Vaters, auf die Liebe zu seiner einzigen Tochter; dann aber kamen wieder die Zweifel, ob er gerade diese einem Burschen geben werde, der ohne Vermögen, als Knecht in sein Haus gekommen war.

Sehnlichst wünschte ich eine Entscheidung und schreckte im Augenblick darauf wieder davor zurück. Ich muß es gestehen, nicht ohne ein bitteres Gefühl dachte ich meines Vaters, ohne dessen Leichtsinn ich eine Stellung gehabt hätte, wie die des Freiwerbers, und zum ersten Male fühlte ich so recht den Druck meiner, wenn auch unverschuldeten Armuth.

Die Gefühle meiner Geliebten mögen ziemlich dieselben gewesen sein. Am anderen Morgen sah ich sie blaß, mit verweinten Augen, vorübergehen. Es war

mir unmöglich, sie anzureden, aber ich fühlte mit ihr das ganze Gewicht des entscheidenden Augenblicks. Ohne darauf zu denken, machte ich mir etwas im Hofe zu schaffen. Da ward ich plötzlich zu dem Hofbauer gerufen. Er stand in der Stube, seine Tochter neben ihm und als er mich einige Augenblicke von Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte, wobei ich mich wie der größte Verbrecher fühlte, begann er: Hans, du wirst dir denken können, warum ich dich rufen ließ. Die Marie hat mir alles gebeichtet. Wenn ich euer Betragen im Ganzen nicht tadeln kann, so glaube ich doch, daß du mich hättest besser kennen lernen sollen, um zu wissen, daß ich ein größeres Vertrauen verdient hätte. Doch ich will deßhalb nicht rechten, und ich ehre deine Gefühle. Hältst du mich aber für so wenig erfahren in der Welt, daß ich Fleiß und Arbeitsamkeit so gering anschlage und meine, solches gegen Wohlhabenheit und Reichthum gering anschlagen zu müssen. Da kennst du mich schlecht. Ich halte diese Eigenschaften für weit höher, als Geld und Vermögen. Dieses kann man verlieren, trägt aber alsdann immer noch die Fähigkeit in sich, wenigstens das Nothwendige zu verdienen. Der Freiersmann meiner Tochter ist ein wackerer Bursche, er hat vor dir ein schönes Vermögen voraus. Gott hat mir aber das Glück verliehen, hierauf nicht sehen zu dürfen, und dafür deinen seitherigen Fleiß in die Wagschale zu legen. Dazu kommt die Liebe meiner Marie, die ich als mein einziges Kleinod auf Erden betrachte. Willst du als treuer, liebender Ehemann ihr immer zur Seite stehen, willst du, wenn ich nicht mehr bin, sie stets und

zu allen Zeiten als dein bestes Kleinod bewahren, so nimm sie hin. Du hast nicht mit schönen Worten, aber durch jahrelangen Fleiß und Treue um sie geworben; bewahre deinen geraden Sinn auch im Glücke, und der liebe Vater im Himmel wird euch segnen.

Und seine Verheißung ist in Erfüllung gegangen. Der edle Mann ist längst todt; wir aber, meine Marie und ich, haben seine Worte stets in Ehren gehalten. Sein Segen ist uns geblieben und ich glaube von euch erwarten zu dürfen, daß jener Fleiß und Betriebsamkeit, verbunden mit einem biederen, rechtschaffenen Sinn, auf welches alles euer Großvater so viel hielt, auch auf euch forterben werde. Vor Allem warne ich euch vor der jetzigen Sucht, sich über seinen Stand zu erheben und den Herren spielen zu wollen. Ihr seid Bauern. Ehret euer Gewerbe als dasjenige, worauf alle andern im Staate sich stützen. Aber seid hierauf wieder nicht hochmüthig, sondern zeigt eure Achtung vor ihm dadurch, daß ihr es mit Verstand und Liebe zur Sache betreibt. Der Stand des Bauern ist, wenn auch nicht gerade der einträglichste, doch der freieste und angenehmste, aber der Mann darf nicht faullenzen und muß immer der erste sein; er darf in seinen Kenntnissen nicht zurückbleiben, sondern muß in seinem Wissen und seinen Erfahrungen immer vorwärts zu kommen suchen, ohne deßhalb alles Neuaufkommende blindlings nachzuahmen. Dann hat auch der denkende Bauersmann immer Nahrung für seinen Geist, und der Vorwurf der Einförmigkeit, welcher seinem Geschäfte so gerne gemacht wird, fällt für ihn weg. Kein anderer Stand



hat so vielfältig die Gelegenheit, die Weisheit des Schöpfers, die Güte Gottes, auch in dem kleinsten seiner Werke, zu bewundern. Der Bauer darf nur Acht geben und er wird in jedem verfallenden Steinchen die ewig währende, sich immer wieder erneuende Welt-Ordnung finden, welche ihn zu seinem Schöpfer zurückleitet. Daher, ich sage es noch ein Mal, achtet euren Stand und ehret ihn, indem ihr die euch auferlegten Pflichten erfüllt, das Uebrige aber Gottes Weisheit und Güte überlasset.

Hiermit endete Johannes Knapp seine Erzählung. Noch jetzt wird das Leben und die Thätigkeit auf dem Fauthenhof als ein Muster für alle Bauern in der Umgegend angesehen.

Der Ackerbau

nach seinen

monatlichen Verrichtungen.

Ein Leitfaden für

die landwirthschaftliche Praxis.

Von

Freiherrn L. v. Babo,

Ritter des Großherzogl. Badischen Zähringer Löwenordens, Vorstand der Heidelberg - Weinheimer Kreisstelle des landwirthschaftlichen Vereines im Großherzogthum Baden und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Geh. Preis: fl. 2. 24 kr.

„Mancher alte Landbauer steigt ins Grab und nimmt die gemachten Erfahrungen mit sich hinab. Die Jungen müssen wieder aufs Neue anfangen und sind im Alter oft auch nicht viel weiter gekommen. Da ich nun in einer Lebensperiode stehe, in welcher man nicht wissen kann, wie man plötzlich zu jener andern Erndte abberufen wird, zu welcher wir in diesem Leben vor Allem pflügen und säen sollen; weil ich dabei glaube, manches beobachtet zu haben, worauf die Jungen weiter bauen konnen, so habe ich mich entschlossen, das Beobachtete für diese in der gegenwärtigen Schrift niederzulegen.

Die Form betreffend, glaubte ich, es werde Manchem erwünscht sein wenn er die verschiedenen Geschäfte, wie sie die Jahreszeit bringt, nach den Monaten vorgeführt findet. Wenigstens hat eine ähnliche Einrichtung bei meinem Weinbau vielfachen Beifall gefunden. Der junge angehende Landwirth kann das Buch als Leitfaden seines Wirkens in den ersten Jahren der Praxis benützen, dem älteren Praktiker ist vielleicht eine derartige Uebersicht ebenfalls bequem, und daher theilte ich das vorhandene Material nach den Monaten seines Vorkommens ein. Als Muster schwebte mir der Dombasle'sche Landwirthschaftskalender vor, an welchen ich mich auch in manchen Gegenständen anlehnte, welche ich nicht gerade selbst zu prüfen Gelegenheit hatte, sie aber, der Vollständigkeit wegen, doch nicht übergehen wollte." (Aus dem [illegible])

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1853.